

Reisen

auf der Cöln-Mindener Eisenbahn und zur Seite derselben.

Ein Beitrag zur Vaterlandskunde

von

F. J. Vieler.

Das Land, welches die Rhein-Weserbahn durchzieht, gehört nicht zu denjenigen Gegenden, welche der Reisende aufsucht. Die Bahnzüge fliegen hindurch und der Fremde erblickt von den Merkwürdigkeiten Westfalens nichts, als die hübsche Architectur der Stationsgebäude und etwa die alte Fehmlinde auf dem Dortmunder Bahnhofe. Sein Ziel sind die großen Städte und die berühmten Naturschönheiten, welche sein Reisebuch besonders hervorhebt. Und gewiß ist es nicht der geringste von den Vortheilen, welche uns die Eisenbahnen gewähren, daß sie es jetzt Vielen möglich machen, ohne bedeutende Opfer ein Stück von Gottes schöner Welt zu sehen und ganze Länder von einer Gränze bis zur andern zu durchreisen in nicht viel längerer Zeit, als man gebraucht, um ihre Beschreibung in einem geographischen Handbuche zu lesen. Aber bei dieser Erleichterung des Reisens gewöhnt man sich auch, dasselbe täglich flüchtiger und oberflächlicher zu treiben. Um nun diesem Uebel zu entgehen, beschränke ich mich auf kurze Fahrten; suche aber dieselben für mich so lehrreich und eben darum auch so genussreich als möglich zu machen. Solche kleine Reisen, bei denen das Ersparniß an Zeit und Kosten, welches die Benutzung der Eisenbahn gewährt, sich mit den Vortheilen der Fußwanderungen verbindet, mache ich, so oft mir einige Tage der Muße gegönnt sind, auf der Cöln-Mindener Bahn und rechts und links zur Seite, besonders nach solchen Orten hin, deren Namen in den alten Geschichten des Landes genannt werden. Da wird dann das minder Glänzende und minder Berühmte bedeutend für mich, indem ich im Geiste sehe, was nicht mehr ist; und das Vergnügen wie der Gewinn dieser Ausflüge erscheinen mir so groß, daß ich gern etwas dazu beitragen möchte, auch Andern Lust dazu zu machen. Darum habe ich aufgeschrieben, was ich auf einigen derselben gesehen, und was ich über die besuchten Orte vorher oder nachher in alten und neuen Büchern gelesen habe; und ich wünsche, daß solche Reiselustige, denen es auch jetzt noch nicht vergönnt ist, auf weiten Wegen die Glanzpunkte der Erde aufzusuchen, und welche die genaue Kenntniß der Heimath als die Grundlage einer weiteren Weltkenntniß ansehen, in diesen Berichten einen nützlichen Begleiter auf ihren Wanderungen finden mögen.

Der sieben und dreißig Meilen lange Cöln-Mindener Schienenweg führt in derselben Richtung vom Rheine zur Weser, in welcher während der acht und zwanzigjährigen Kriege von 12 v. Chr. bis 16 n. Chr. die Römerheere zogen, in welcher achthundert Jahre später Karl der Große und in seinem Gefolge die christliche Bildung in das Land der Sachsen eindrangen. An dem Wege oder nahe zur Seite liegen zahlreiche Orte, welche das Andenken an jene Eroberungszüge und an die tapfere Gegenwehr unserer Väter bewahren. Wenn wir jetzt auf der wundervollen eisernen Straße in einem Tage den ganzen Weg vom Rheine bis zur Weser durchfliegen, welchen die

alten Eroberer Schritt vor Schritt unter jahrelangen blutigen Kämpfen zurücklegten; wenn wir in der Gegend von Delbe und Rheda, oder auf dem südöstlichen Seitenwege nach Paderborn hin, die blauen Höhen des Dening oder teutoburger Waldes erblicken; dann ist es schwer, sich nicht in die alten Zeiten zu versetzen, nicht mit den Römern und Franken vorwärts zu ziehen und mit ihnen Halt zu machen hier vor den dunklen Bergen, wo ihre Burgen stehen mußten, von denen aus sie in die gefährvollen Schluchten eindrangen. Wie bei dem raschen Durchreiten und dem Auffassen des ganzen Weges in einem Ueberblicke hauptsächlich jene beiden großen Wendepunkte in der Geschichte Deutschlands es sind, die unsre Einbildungskraft beschäftigen; so treten uns bei weilender Fahrt und auf den Seitenwegen in den zahlreichen Kirchen und Klöstern, den alten Städten, den Ritter- und Herrnburgen die Denkmäler des mittelalterlichen Lebens entgegen. Eine Menge von geschichtlich denkwürdigen Punkten in den Ländern Berg, Cleve, Mark, Ravensberg und den geistlichen Gebieten Westfalens stellen so viele Fragen an uns, daß wir mit Seume unter den Alterthümern Italiens ausrufen: Wer doch ein Kerl wäre, der recht was gelernt hätte, um hier, wo jeder Stein Bedeutung hat, Alles sehen — recht sehen zu können! Ja, wer hier Alles in der rechten Ordnung und mit einem durch die gründlichste Geschichtsforschung erleuchteten Blicke sähe, der hätte die wichtigsten Tage unsers Vaterlandes vor Augen; und wenn er dann diese Wanderungen gut beschrieb, dann hätte er den westfälischen ja dem deutschen Volke ein dankenswerthes Geschenk gemacht. Da aber zu einem solchen Werke nicht nur die sorgfältigste Benutzung der zahlreichen Schriften über die einzelnen Länder und Orte, sondern auch specielle eigene Forschung über viele Punkte gehörte, so ist eine solche Vaterlandskunde in der Form einer Reisebeschreibung eine sehr schwierige Arbeit. Mein Versuch macht nur den Anspruch eines von Andern unterrichteten Reisegefährten und beschränkt sich auf zwei oder drei Nebentouren des Hauptweges, die uns hier am nächsten liegen. Die erste derselben, welche uns auf den Schauplatz wichtiger Begebenheiten aus dem Sachsenkriege gegen Karl den Großen führt, geht

Von Dortmund über Witten, Wetter, Volmestein, Herdecke, die Hohenshurg, Westhofen, Schwerte und Hörde zurück nach Dortmund.

In Dortmund mündet die Bergisch-Märkische Eisenbahn in die Cöln-Mindener. Der gegen 100 Morgen große Bahnhof mit dem beiden Bahnen gemeinsamen schönen Stationsgebäude ist historischer Boden; aber bis auf die alte absterbende Fehmlinde, welche auf einem bei Abtragung des Platzes geschonten, etwa 10 Fuß hohen Rondel den ganzen Raum überschaut, ist von dem Alten nichts mehr zu sehen. Vergebens suchen wir nach einer Spur von dem alten Königshofe, welcher einst hier gestanden und der seit Karl dem Großen durch das Mittelalter im Besitze des Reiches gewesen ist. Nur die Kirchtürme der alten Reichsstadt, welche über die Mauern herüberschauen und der steinerne Tisch mit dem eingemeißelten Reichsadler unter der Linde mahnen uns an die Vorzeit. Gewiß ist hier viel Wichtiges einst gethan und berathen, was für die Lebensgestaltung im Mittelalter entscheidend gewesen sein mag; aber das, was die neueste Geschichte an die Stelle des so spurlos Dahingegangenen gesetzt hat, was uns jetzt so lebensfrisch umbrauset, ist wahrlich nicht weniger großartig, nicht weniger bedeutend für die Fortentwicklung der Menschheit, als jenes Alte. Hier erhebt sich ein Bau in edlem Stiele mit einer Säulenhalle und weiten Thoren, durch welche Hunderte aus- und einströmen, wie zu einer Kirche oder einer Königspfalz am Festtage. Es ist das Stationsgebäude, wo der Reisende rasch eine kleine Erquickung nimmt und wieder davon fliegt. Dort dehnt sich 600' lang und 60' tief die Maschinenwerkstätte aus, worin gegen 500 Handwerker hämmern und hobeln. Andere mächtige Gebäude sind die Remisen für 30 oder 40 Locomotiven, und hinter diesen steigen unaufhörlich die Rauchsäulen aus einigen zwanzig Roaksöfen in die Luft. Hätte man den Rheinstrom durch die westfälische Ebene geleitet und bei Dortmund einen Hasen gebaut, er hätte solches Leben und Treiben nicht bringen können. Das ist auch Geschichte! so dachte ich, als ich in den bergischen Wagen sprang, und in dem glücklichen Gemusse der neuen Errungenschaft das eigentliche Ziel meiner Reise, die Betrachtung des Alten, fast vergaß. In we-

nigen Minuten waren wir im Ruhrthale, auf der ersten Station *Witten*. Dem Städtchen gegenüber an der andern Seite der Ruhr liegt das Gasthaus von *Glis*, dem zu Gefallen wir den Zug fahren lassen und auf einer Fähre über den Fluß setzen. Von dem Garten aus hat man eine freundliche Aussicht auf das Flußthal. Ringsumher erheben sich die hohen Schornsteine der Kohlenzechen und die stillen Bergleute ziehen scharenweise vorüber zu den Gruben oder nach ihrer, oft sehr weit entlegenen Wohnung. Dazu kommt das Leben an der Ruhr, welches bei *Witten* anfängt, befahren zu werden. (Ein Schullehrer, so erzählte man mir, Namens *Müser*, später Berggeschwornen, hat in den 1760er Jahren den Plan zur Schiffbarmachung der Ruhr zuerst angeregt, und der damaligen preussisch-märkischen Regierung, zuletzt dem Oberpräsidenten von *Vinke* verdankt die Sache ihre Vollendung. — Genauerer hierüber später.) — Hat man Zeit, dann kann man von *Glis* aus einen Spaziergang nach dem Gute *Steinhausen* machen, wo von der Höhe aus eine köstliche Aussicht den Weg belohnt. So viel ich von der Geschichte vernahm, ist die Burg *Steinhausen* von der Familie von *Witten* erbaut, nachher an die von *Stael-Holstein*, dann an die von *Elversfeld* und endlich in den Besitz eines Holländers gekommen.

Um nach *Volmestein* zu kommen, kann man von *Witten* aus weiter fahren bis *Wetter*, um sich hier auf einer Fähre übersetzen zu lassen; man gelangt dann sogleich an den Fuß des Berges, worauf die Burg liegt. Ich zog es vor, von *Bommern* die zwei Stunden auf der linken Seite der Ruhr zu Fuße zu machen, obgleich der Weg nichts bemerkenswerthes darbietet.

Von der Ruhr gegenüber *Wetter* hat man bald den Rücken des Berges und das Dorf *Volmarstein* erreicht. Der Weg zur Burghöhe führt an der Kirche vorüber, welche nur vier nackte Wände zeigt mit unregelmäßigen rundüberwölbten Fenstern und mit einer flachen Holzdecke, ohne Pfeiler und sonstigen Schmuck. Gleich über dem letzten Hause des Dorfes — dem empfehlenswerthen *Wehberg'schen* Gasthose, auf dessen Altan man fast dieselbe Aussicht hat, wie auf der Burg, — führt ein Fußsteig von wenigen Schritten zu den Ruinen auf der Spitze des Berges. Einige Grundmauern und die Hälfte eines von oben nach unten gerissenen Thurmes sind das Einzige, was von dem Sitze eines alten bedeutenden Geschlechtes noch übrig ist, und was der Reisende von unten kaum bemerkt. Vergeblich suchen wir uns das Bild der Bauwerke, welche sich einst auf diesen Grundmauern erhoben, vorzustellen. Unser Auge wendet sich auf die Umgegend, und die in der buntesten Mannigfaltigkeit weit umher ausgebreitete Landschaft zieht es bald hier- bald dorthin; endlich weilt der Blick auf einem Berge, welcher Ruhraufwärts über die niedrigen Höhen des Vordergrundes hervorragt und traurig ernst in das lachende Thal herabschaut. Auf dem Vorsprunge des Berges nach dem Flusse hin erkennen wir graues Mauerwerk: es ist *Hohen-Syburg*, jene alte Sachsenfeste, welche *Karl der Große* im Anfange der Sachsenkriege eroberte. Die Bewohner der Berge und Thäler ringsumher führten bei *Karls* Ankunft den Namen der *Sachsen* und, obwohl erst seit einigen Menschenaltern in den Bund dieses Volkes aufgenommen, waren sie doch schon durch und durch *Sachsen*, d. i. Feinde der christlichen Franken und tapfere Vertheidiger der altgermanischen Freiheit. Wie ihre Vorfahren, die *Brukerer* und *Sigambrer*, gegen die Römer gestanden hatten, so sie gegen die Franken. Diese waren ja in die Stelle der Römer getreten, indem sie deren gallisches Reich in weiter Ausdehnung besaßen, unter Königen lebten, römisch-christliche Gesittung angenommen hatten und Erben der altrömischen Herrschsucht und Eroberungslust geworden waren. Die Kriege der Franken gegen die *Sachsen* sind eine Wiederholung der Kämpfe Roms gegen die *Germanen*, nur mit andern Einzelheiten und glücklicherem Erfolge.

Die Herkunft oder die ältesten Wohnsitze der *Sachsen* sind nicht sicher bekannt. Der griechisch-ägyptische Geograph *Ptolemäus* in der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. nennt unter den Bewohnern der Cimbrischen Halbinsel — etwa im heutigen *Holstein* — die „*Sarones*“ und diese Angabe paßt sehr gut sowohl zu dem Namen (*Holsatia* *Hol-saten*, *Holsten*, *Holstein*, mit Weglassung des „*Hohl*“, „*Ult*“ oder „*Holz*“: *Sassen*) als auch zu der spätern Geschichte; es ist nur schlimm, daß mehrere Handschriften des *Ptolemäus* statt „*Sarones*“

„Arones“ haben, eine Lesart, welche kritisch mehr für sich hat. Wirklich historisch sind die Sachsen, aber nicht mehr als besonderer Volksstamm, sondern schon als Völkerbund, in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts, wo sie in den früher von Chauken u. a. Germanen bewohnten Ländern zwischen Weser und Elbe und jenseits der Elbe als Nordleute oder Nordalbingen erscheinen. Von Norden her also breitet sich der Bundesname der Sachsen allmählich aus. Das ist Alles, was wir von ihrer Herkunft wissen. Ein edles Volk ergänzt die sichere Kunde seiner Anfänge durch Sagen, und solche besitzen dann auch die Sachsen von ältester Zeit her. Als Autodiphtongen erscheinen sie bei Nollenhagen in seinem Froschmäusler:

„Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus den Harzfelsen ist gewachsen.“

Wittekind von Corvei hat verschiedene Nachrichten über den Ursprung seines Volkes aus dem Munde kundiger Männer vernommen, — denn aufgeschrieben war zu seiner Zeit, der Mitte des 10. Jahrhunderts noch nichts davon. — Einige behaupten, sagt er, sie stammten von den Dänen oder Nortmannen; Andere leiteten sie von den Griechen her. Als Knabe hatte er einmal (einen alten Sänger oder Erzähler) vortragen hören, sie seien Ueberbleibsel des macedonischen Heeres, welches sich nach Alexanders Tode in alle Welt zerstreut habe. Gewiß sei, daß sie zu Schiff angekommen und zu Hadolaun — im Lande Habeln — gelandet seien. „Die Thüringer, fährt er fort, welche damals dort gewohnt haben sollen, konnten die Sachsen aus dem Hafen nicht vertreiben und mußten nach langem Streiten einen Frieden schließen, der den Sachsen das Kaufen und Verkaufen gestattete, des Gebrauches der Felber aber und des Todtschlagens sollten sie sich enthalten. Als nun die Sachsen kein Geld besaßen, um zu kaufen, auch nichts zu verkaufen hatten, so dünkte ihnen der Vertrag nutzlos geschlossen zu sein. In dieser Zeit nun trug es sich zu, daß ein Sachsenjüngling von den Schiffen gegangen war, der ein güldenes Halsband und güldene Armspangen an sich trug. Dem begegnete der Thüringer einer und sagte zu ihm: Was bedeutet doch so viel Gold um deinen hungrigen Hals? Und der Sachse erwiderte: Ich suche einen, der mir es abkaufe. Da aber der Thüringer fragte, um wie viel es ihm feil wäre, antwortete der Sachse: Ich habe gar keinen Unterschied an dem Werth; was sollte das Geld mir frommen, da ich Hunger leide; was du mir geben wirst, das will ich mit Dank annehmen. Da lächelte der Thüringer: Wie aber, wenn ich dir den Schoof mit diesem Staube fülle? Es war aber an demselbigen Orte viel Erdreich. Der Sachse zögert nicht, empfängt in seinen Schoof die Erde und gibt dem Thüringer schnell das Gold. Beide eilen froh zu den Ihrigen. Während nun der Thüringer von seinen Freunden belobt wurde, daß er den Sachsen so köstlich betrogen habe, verlachten die Sachsen ihren Jüngling, als er mit seiner Erde ankam, wegen des unsinnigen Handels; dieser aber, hat, ein wenig Geduld zu haben und sprach: Kommet denn mit mir, liebe Sachsen, und sehet, was meine Unsinnigkeit euch nütze ist. Nicht recht wissend, was sie von der Sache denken sollten, gingen sie mit aus den Schiffen und der Jüngling nahm die Erde und streute sie so fein, als er konnte, aus über die umliegenden Aecker, daß sie einen großen Platz deckte, alda sie ihre Zelte aufschlugen mochten. Als nun die Thüringer das Lager der Sachsen auf dem Felde erblickten, dünkte ihnen das eine unerträgliche Anmaßung zu sein, und so schickten sie Botschafter und beklagten sich, daß die Sachsen den Frieden gebrochen hätten. Diese aber entgegneten, daß sie das Bündniß bisher unverbrüchlich gehalten hätten; aber das Erdreich hätten sie mit ihrem eignen Golde erkaufte, und das wollten sie in Frieden besitzen oder auch mit dem Schwerte verteidigen. Da verwünschten die Thüringer das sächsische Gold und nannten den Mann, welchen sie eben noch glücklich gepriesen hatten, den Urheber ihres Unterganges und den Verderber des Landes. Durch ihren Zorn ließen sie sich fortreißen, daß sie ohne Rath und Ordnung mit blindem Toben gegen das Lager der Sachsen losbrachen. Diese aber empfingen ihre Feinde gerüstet und warfen sie nieder. Nach wiederholten Kämpfen, als die Thüringer sahen, daß die Fremden ihnen überlegen waren, schickten sie Unterhändler und schlugen eine Zusammenkunft vor, zu der beide Theile unbewaffnet kommen sollten. Die Sachsen stellten sich ein, hatten

jedoch die langen Messer, welche sie damals, wie noch jetzt die Angeln, führten, unter den Kleidern verborgen, und als die Thüringer alle unbewaffnet erschienen, da erschlugen sie dieselben bis auf den letzten Mann. So wurden die Sachsen berühmt weit und breit, und alle Völker ringsumher fingen an, sie zu fürchten. Damals sollen sie von ihren langen Messern, die in unserer sächsischen Sprache *Saxs* heißen, (vielleicht noch in *Seiße* — *Sense*?) ihren Namen erhalten haben.“ So weit Wittekind.

Spätere Chronikenschreiber, auch Dichter — wie das Annolied im 12. Jahrhundert — erzählen die Abkunft der Sachsen und ihre Niederlassung an der Elbe in ähnlicher Weise und wir wollen uns die Sage nicht dadurch verderben, daß wir den geographischen Fehler, welchen sie macht, indem sie Thüringer statt der Chauken an die Niederelbe setzt, näher erörtern, oder daß wir in ihr eine Nachbildung jenes carthagischen Landkaufes der Byrsa nachzuweisen suchen.

Der Sachsenpiegel erzählt, zunächst den älteren Ueberlieferungen folgend, weiter: Unse vorderen die her to lande quamen und die Doringe (Norderingen) verdrewen, die hadden in Alexanders here gewesen, mit erer helpe hadde he bedwungen al Asiam. Do Alexander starf, de dorsten sie nicht bliven in'ne lande durch des landes hat, unde scepeden mit dren hundert kelen (Riel statt Schiff — Jölle —; auch Hengist kam mit drei Cyulen: „cyulis i. e. navibus longis“ nach Britannien) dannen; die verdorven alle up vier unde voflich. Derselven quamen achteine to prutzen unde besaten dat; twelve besaten rñjan, vier unde twintich quamen her to lande. Do irer so vele nicht ne was, dat sie den acker buwen mochten, do sie de dorinschen herren slugen unde verdreven, do lieten sie die hure sūten ungeslagen, unde bestadeden in den acker to alsogedaneme rechte, als in noch die late hebbet; dar af quamen die late. Von den laten die sik verwarchten an irme rechte sint komen dagewerchten. Epfo von Regow (1215) gibt uns in dieser Stelle (Sachsenpiegel III, 44, 2. 3.), abgesehen von der Alexandersage, eine mit den wirklichen Verhältnissen wohl zu vereinbarende Darstellung des Verfahrens bei der Saxonisirung der unterworfenen Völker: Kühne Gefolgsherrn und Seekönige mit ihren kleinen, aber unwiderstehlich tapfern Scharen dringen in die Länder ein, tödten oder verjagen die frühern Herrn und treten an deren Stelle, ohne die Verhältnisse des Volkes weiter zu ändern. Wo man sich freiwillig angeschlossen, mochten auch die Herrn alle oder zum Theil in ihrem Besitze bleiben; hier und da entstand auch an irgend einem passenden Orte, wie um die Salzbrunnen $\frac{1}{2}$ M. östlich von Soest ein eigenes Sassen Dorf. Da Sprache, Sitte, Religion und im Allgemeinen auch die bürgerlichen und Kriegseinrichtungen bei allen Norddeutschen dieselben waren, so war die Umwandlung von Chauken und Angrivariern in Sachsen sehr leicht, kaum etwas anderes als ein Wechsel des Namens.

So haben sich also nach der Mitte des 3. Jahrhunderts die Sachsen zwischen Elbe und Weser, in dem eigentlichen Altsachsen, ausgebreitet und auch diesseits der Weser an der Nordsee bis nach Friesland. Von diesen ihren Hauptstämmen haben sie nun im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert viele kühne und abenteuerliche Unternehmungen ausgeführt, von denen die über hundert Jahre fortdauernden Züge nach Britannien die folgenreichsten gewesen sind. So lange die Franken noch Heiden und Feinde der Römer waren, sehen wir die Sachsen häufig mit ihnen vereint in das römische Gallien einbrechen. Nachdem aber Chlodwig der Römerherrschaft in Gallien ein Ende gemacht und die einzelnen Völkerstämme, welche im freien Anschlusse an den Hauptstamm oder den glücklichsten Gefolgsherrn unter dem gemeinsamen Frankennamen gekämpft hatten, unter eine der römischen nachgebildete Königsgewalt und unter das Christenthum gebeugt hatte: da mußte der Kampf der Sachsen und Franken beginnen, und die Völker Norddeutschlands mußten entweder Franken oder Sachsen werden, wie denn im Anfange des 6. Jahrhunderts die Nordthüringer Sachsen, die südlichen Franken wurden. Zwischen dem freien, heidnischen Osten und dem königlichen, christlichen Westen saßen, bald hierhin bald dorthin sich neigend oder gezogen, die Bructerer (die angrenzenden Sigambrer oder Marsen des Süderlandes eingeschlossen), in Osten und Norden

an die Sachsen, in Westen und Süden an die Franken gränzend. Bructerer und Sigambrer hatten in früherer Zeit einen Hauptbestandtheil des fränkischen Völkerbundes ausgemacht und noch im 6. und im Anfange des 7. Jahrhunderts übten die Merowinger eine unsichere Herrschaft über sie aus. Diejenigen, welche das Christenthum annahmen, die Chattuarier im Gau Hatterun zwischen der unteren Ruhr und dem Rheine, gehören zu den ripuarischen Franken; die aber freie Heiden bleiben wollten, schlossen sich an Sachsen an und führen nun auch diesen Namen, anfangs noch abwechselnd mit dem alten Stammnamen. Diesem Verhältnisse gemäß trifft die vollständige Saronisirung unsers Landes zusammen mit den gescheiterten Befehrungsversuchen des h. Suibert 693 und der beiden Ewalde, welche hier, wie man nicht ohne Grund annimmt, auf dem Nordhose bei Aplerbeck 695 erschlagen wurden.

So sind denn die Bewohner der hiesigen Gegend Sachsen und zwar Westfalen und die Nachrichten der Schriftsteller aus der karolingischen Zeit über den ganzen Volksstamm gelten nun auch von ihnen. Der Poeta Saxo de gestis Caroli magni beschreibt sie also:

— — — zunächst den Franken

Liegt nach Norden das Land der Sachsen. Unsichere Grenzen
Scheiden Weider Gebiet; je näher aber ihr Land sich
Eins ans andere schließt, um so feindlicher trennt sie der Hader:
Unaufhörlich wüthet der Nachbar im Lande des Nachbarn,
Mord und Brand von hüben und drüben und Raub und Plünderung.
Wild ist der Sinn der Sachsen und rasch und hart zur Gewaltthat,
Stets widersehten sie sich, das Joch des Heilands zu tragen,
Starr im heidnischen Irrthum, dämonischem Dienste ergeben.
Aber der Franken Geschlecht war lange schon christlich und folgte
Treu der katholischen Lehre; darum auch herrschten sie weithin
Ueber die Völker Europa's: Der Heiland, welchem sie dienten,
Gab ihnen Macht und Gewalt! Ein Volk nur in kräftigem Troge
Sträubte sich gegen das Joch der überall siegreichen Franken:
Sachsens starke Bewohner, die keinem König gehorchen,
Keiner Mannszucht sich fügen und einende Führung verschmähen.
Vielfach getheilt in Gemeinden, folgt jede dem eigenen Richter,
Wie viel Gaue im Land, so viel sind der Führer im Heere.
Doch drei Stämm' oder Völker mit eigenen Namen und Thaten
Nennt die Geschichte der Zeit des kriegerischen Ruhmes der Sachsen;
Noch bestehen die Namen, die alte Kraft ist geschwunden. *)
Die nach Abend hin wohnen, bezeichnet der Name Westfalen,
Unfern des Rheines berührt ihre Grenze die Fränkischen Länder;
Osterleut oder Ostfalen bewohnen die Gegend nach Morgen,
Ihre Grenze bedroht, ein treulofer Nachbar, der Slave;
Zwischen beiden erstreckt sich das Land des dritten der Völker
Engern — — —

*) Der ungenannte Dichter, wahrscheinlich ein Mönch sächsischen Namens, welcher zur Zeit Arnulphs, also kaum hundert Jahre nach den Sachsenkriegen schrieb, kann mit der geschwundenen virtus nur die Kraft des Widerstandes gegen die fränkischen Herrscher meinen. Daß die alte Tüchtigkeit noch in unsern Vätern lebte, zeigten sie bald nachher unter ihrem Heinrich und Otto.

Gegen diese Sachsen führten die fränkischen Könige seit Chlodwig fast unaufhörlich Krieg und zwangen sie zu einem Tribute, der freilich mehr eine Ehrensache als ein Vortheil für die Sieger war; bis 694 aber waren diese Kriegszüge bloß gegen Ostfalen und Engern gerichtet (bis dahin waren nämlich die Bructerer noch in einer Art Abhängigkeit, und Anfänge des Christenthumes zeigten sich hier und da: Der Erzbischof von Köln S. Cunibert hatte schon Soest dem h. Petrus erworben und ohne Zweifel auch eine Kirche daselbst gegründet). Seit jenem Jahre aber d. i. seit der Saronisirung der Bructerer oder Westfalen sind auch diese den fränkischen Angriffen ausgesetzt, wie sie hinwieder die Ripuarier bekriegen. Aber das Schwert der tapfern Vorfahren Karls so wenig, als die Bemühungen der christlichen Sendboten hatten einen dauernden Erfolg. Dem großen Karl war es vorbehalten unser Land zu unterwerfen und ihm das Christenthum, die Grundlage seiner späteren Besitzung und Größe zuzuführen. Zur Ausführung dieses Werkes bedurfte es des ausgezeichneten Herrschertalentes, der frommen Begeisterung und unermüdblichen Ausdauer, welche Karl so groß machten; es bedurfte aber außerdem auch der äußeren Verhältnisse des Reiches, wie sie die Vorsehung erst zu Karls Zeit herbeigeführt hatte, besonders einer befestigten Königsgewalt, welche die Kräfte des weiten Reiches einem Willen unterordnen und so für den einen hohen Zweck benutzen konnte. So gehört also der Sachsenkrieg zu den wichtigsten Kämpfen der Weltgeschichte, sowohl in Hinsicht des Erfolges als der dabei von beiden Seiten aufgetriebenen Kräfte und Mittel.

Und der dunkle Berg dort über dem Flusse ist einer der Orte, welche die Geschichte dieses Krieges hervorhebt. Die Eroberung von Siegburg im Westen des Süderlandes und der Eresburg in Osten brach die Kraft des Widerstandes dieses den Franken zunächst liegenden, durch seine Gebirge und Burgen festen Theiles des Sachsenlandes, und beide Burgen gewährten dem Sieger eine Operationsbasis bei seinen ferneren Unternehmungen. Die Siegburg auf einem Vorsprunge des Ardey gegen die Ruhr gelegen überschaut weithin das Thal des Flusses. Nach S. gegen die Ruhr hin fällt die Bergwand fast senkrecht gegen den Fluß ab und hat nach N. und W. Thäler, zwischen denen nur eine ziemlich schmale Verbindung mit den Höhen in Norden übrig bleibt. An ihrem Fuße mündet die Renne in die Ruhr und eine halbe Stunde abwärts die Volme, welche wieder die Ennepe aufnimmt. Es führen also die Hauptwege von Süden und Südwesten in die Gegend der Siegburg. In ihrem Anblicke liegen auch die Wallburgen auf dem Weifensteine bei Limburg und auf dem Kaisberge bei Herbecke, so daß also der nordwestliche Zugang des Süderlandes hier auf eine umfassende Weise vertheidigt werden konnte. Wie die Siegburg befestigt und im Innern eingerichtet war, wird nicht näher angegeben. Sie war eine *Wallburg*, wie wir deren noch viele im Süderlande finden: die Hünenburg bei Meschede, die „schetlike Borg“ bei Frieenohl gegenüber der Mündung der Renne in die Ruhr, die Hünenburg bei Rumbek, die alte Burg bei Arnberg, der Fürstenberg bei Neheim und eine sehr gut erhaltene bei Baloe dem Hause Wocklum gegenüber. Immer liegen sie auf Bergen welche in das Flußthal vorspringen, und deren steile Wand vom Thale aus unersteiglich ist. Das Plateau des Berges ist geebnet und an den zugänglichen Seiten mit einem doppelten Walle und Graben umgeben. Auf dem, bei einigen noch erkennbaren Wege, der sich durch eine Schlucht hinaufzieht und um den Berg windet, gelangt man zu dem Thore des ersten Walles und muß nun erst etwa 10 Schritte zwischen dem ersten und zweiten Walle hingehen ehe man an das Thor oder die Oeffnung, welche durch den inneren Wall auf das Burgplateau selbst führt, zu gelangen. Mauerwerk habe ich nur auf der einzigen Hünenburg bei Meschede gefunden und diese Mauern sind ohne Mörtel aufeinander gelegte Steine welche einen schmalen Gang bilden und in dem Erdwalle selbst liegen. Es scheint beinahe, daß jede etwas bedeutendere Gemeinde, welche an den Hauptstraßen in den Flußthälern des Sauerlandes lag, eine solche Burg besaß, um dahinein bei feindlichen Durchzügen ihre bewegliche Habe zu bergen und von ihnen aus das Land zu vertheidigen. Aehnlich diesen kleineren Gemeindeburgen waren auch die Grenzfesten Eresburg und Hohensyburg. Wenn jene keine Gebäude gehabt zu haben scheinen, so waren diese zur Unterbringung einer zahlreichen Mannschafft eingerichtet: Bei der Eroberung von Syburg können sich die gestifteten Fran-

fen dort sogleich vollständig einwohnen, und die Eresburg beherbergt sogar längere Zeit die königliche Familie. Auch Brunnen, wovon ich auf den andern Burgen keine Spur entdecken konnte, fehlten hier nicht. Wahrscheinlich führte der Edele, auf dessen Hofesgrunde die Burg lag, den Befehl; aber die Bemannung war Landesache und wurde vielleicht in einer Volksversammlung angeordnet. So ungefähr war es auf der Hohensyburg bestellt, als Karl der Große sie angriff. Sein erster Feldzug gegen die Sachsen 772 wurde von Worms aus unternommen und ging durch Hessen, an der Eder herauf nach der Eresburg hin; auch die im Jahre 774 — von Jügelheim aus — gegen die Sachsen geschickten Heere scheinen diesen Weg genommen zu haben. Endlich mußte aber das westfälische Bergland auch von der andern Seite angegriffen werden.

„Im Jahre 775, — erzählen die *Annales Einhardi*, — „beschloß Karl das treulose und bundbrüchige Volk der Sachsen anzugreifen und nicht eher nachzulassen, bis sie entweder besiegt die christliche Religion annähmen, oder ausgerottet wären. Nachdem er einen Reichstag auf der villa Düren gehalten hatte, setzte er von dort aus über den Rhein, drang mit der gesammten Macht des Reiches in Sachsen ein und nahm gleich beim ersten Angriffe die Feste Sigiburgum, welche eine sächsische Besatzung hatte, kämpfend ein.“ Das sind die wenigen Worte, welche die glaubwürdige Geschichte über diese wichtige Begebenheit aufbewahrt hat. In die Siegburg wurde jetzt eine fränkische Besatzung gelegt und sogleich eine Kirche gebaut, während Karl — jetzt vielleicht durch das Süderland selbst — nach Eresburg und weiter an die Weser zog. Im folgenden Jahre 776, als der König durch einen Aufstand des Rodgand von Friaul wieder über die Alpen gerufen wurde, erhoben sich die (westfälischen) Sachsen sogleich und nahmen Eresburg wieder ein und machten einen Versuch auch gegen Siegburg. Eginhard erzählt kurz, daß die fränkische Besatzung, als die Sachsen mit unüberlegter Hitze angriffen, einen Ausfall machte, den Feinden in den Rücken fiel und sie in die Flucht jagte. Der Forscher Chronist (*Annales Laureshamenses a. h. a.*) gibt über die Begebenheit folgenden umständlicheren Bericht: „Von der Zerstörung der Eresburg zogen die Sachsen in derselben Absicht gegen Sigiburg, aber mit Gottes Hülfe und durch den männlichen Widerstand der Franken scheiterte das Unternehmen: Zuerst versuchten sie die Besatzung der Burg durch eine List zu fangen, wie ihnen solches bei einer andern Feste gelungen war; als das aber mißlang, wendeten sie sich zur Gewalt und begannen mit ihren Belagerungswerkzeugen den Angriff. Doch Gott fügte es, daß die steinernen Wurfgeschosse ihnen selbst mehr Schaden brachten als den Belagerten. Als sie sahen, daß die Steine nichts ausrichteten, da banden sie Reisbündel, um die Wälle mit Sturm zu nehmen. Die Kraft des Herrn machte ihre Tapferkeit zu Schanden. Denn an dem Tage, als der Sturm gegen die Christen vorbereitet wurde, da zeigte sich sichtbar die Herrlichkeit Gottes über der Kirche in der Burg, so daß sowohl die, welche vor den Wällen standen als die, welche darin waren, das Zeichen sahen; und von diesen sind noch jetzt viele am Leben. Dieselben aber sagen, sie hätten über der Kirche zwei Schilde gesehen in rothem Feuerglanze, die wie im Kampfe gegen einander gefahren seien. (Regino, welcher die *Annalen* nach erzählt, fügt statt des bloßen *agitantis* hinzu: *velut in praetio quibusdam motibus agitantia*.) Als die Heiden vor der Burg dies Wunder sahen, wurden sie bestürzt und eine große Furcht ergriff sie; sie stürzten sich in verwirrete Flucht und streckten sich selbst zu Boden, indem diejenigen, welche hinten an waren bei der Flucht, voll Entsetzen hinter sich sahen und in die Lanzen rannten, welche die Vorderen auf den Schultern trugen, oder indem sie, verblendet durch die göttliche Rache selbst auf einander los schlugen. Es läßt sich nicht Alles erzählen, was Gott zur Rettung der Christen über sie kommen ließ und wie freudig die Gläubigen dem Herrn dankten, der seine Diener also wunderbar beschützt hatte. Die Flüchtigen wurden bis zur Lippe verfolgt.“

Von dieser Zeit an wird unsre Feste in den Sachsenkriegen nicht mehr erwähnt. Mit dem Besitze von Eresburg und Siegburg war das Süderland in der Gewalt der Franken; beide Orte waren nun sichere Festungen und zugleich die ersten christlichen Kirchen, also die Stützpunkte der neuen Verhältnisse unsers Vaterlandes. Die

religiöse und politische Umgestaltung aber ging nur langsam vorwärts und, wenn auch die hiesige Gegend nicht mehr im Stande war, selbstständig etwas gegen die Franken zu unternehmen, so haben die Hellweger und Sauerländer doch gewiß noch zu ihren sächsischen Brüdern aus dem Osten gestanden, als 778 Wittekind durch die hiesige Gegend an den Rhein vorbrang und die Kirchen von Deuz bis gegenüber Coblenz zerstörte. Im Ganzen aber nahmen sie an dem eigentlichen Entscheidungskampfe nicht ferner Theil. Dieser wurde in den weiter nördlich und östlich liegenden Gegenden ausgefochten, da wo Karl dann seine neuen Bisthümer stiftete, während das Süderland und der Hellweg bis zur Lippe dem schon bestehenden Kölner Sprengel zugetheilt oder vielmehr von Neuem einverleibt wurde.

Die spätere Geschichte von Hohensyburg ist von minderer Wichtigkeit. Schon zur Sachsenzeit hatte der Berg, worauf die Burg lag, zu einem großen Haupthofe Westhofen gehört. Der Herr dieses Haupthofes war ohne Zweifel ein vornehmer Befehlshaber und Landrichter mehrerer benachbarter Gemeinden und er mag auf den Versammlungstagen der sächsischen Landesgemeinde zu Marklo als Grundherr jener Gränzburg eine wichtige Stimme im Rathe gehabt haben. Wo man im Sachsenlande einen bedeutenden Güterbesitzer und Anführer nicht kennt, da läßt man überall den Wittekind eintreten, und so hat man denn auch diesen berühmten Sachsenherzog zum Herrn von Westhofen und Hohensyburg gemacht. — Der unbekannte sächsische Edle nun, welcher zur Zeit der Eroberung hier Herr war, fiel vielleicht bei der Vertheidigung oder wurde geächtet; seine Besitzungen, das ist gewiß, wurden vom Kaiser eingezogen und Westhofen ist nun Jahrhunderte lang ein Reichshof. Die Burg aber hatte, nachdem die Frankenherrschaft sich befestigt hatte und die Grenze fortgefallen war, keine Bedeutung mehr und scheint vernachlässigt zu sein; wenigstens finden sich keine Erwähnungen derselben aus der Zeit der sächsischen Kaiser. Als im 11. und 12. Jahrhundert überall in Deutschland Herrn- und Ritterburgen entstanden, da sehen wir auch innerhalb der alten Umwallungen am südlichen Rande des Berges ein solches steinernes Schloß. Möller hält Kaiser Heinrich IV. für den Erbauer. Das Schloß in dieser neuen Gestalt wurde mit kaiserlichen Burgmännern besetzt und der vornehmste derselben, vielleicht bald der einzige, nahm den Namen der Burg als Geschlechtswamen an. Kaiser Albrecht verpfändete 1300 Westhofen, welches unterdessen zu einem blühenden Flecken herangewachsen war, an den Grafen Eberhard von der Mark und damit kam auch Hohensyburg in dessen Hand. Der Graf ließ die Burg abbrechen und verwendete die leichteren Baumaterialien zu dem Schlosse in Hörde. Die Familie von Syberg wohnt seitdem auf ihren alten Besitzungen, dem Hause Busch im Anblicke der Burg, von welcher sie den Namen trägt, (jetzt G. C. F. Jhr. v. Vincke.) [S. die schätzbare Schrift des Predigers Möller zu Elsey: „Ueber Hohensyburg, die altsächsische Feste, das nachmalige Schloß, dessen Trümmer und andere Alterthümer daselbst.“ Dortmund, 1804.]

Der Besuch von Hohensyburg selbst ist mehr wegen der schönen Aussicht als der dortigen Alterthümer belohnend. Man nimmt dahin am besten den unten beschriebenen Weg von der folgenden Station Herdecke. Ein Weg vom Ruhrthale, dem Kabel aus, den ich einmal genommen, ist sehr mühsam und an dem schroffen Abhange nach dem Flusse hin sogar etwas gefährlich. Die ältere Umwallung ist noch, obgleich durch Anbau vielfach beseitigt und verdeckt, zu erkennen; die Burgtrümmer bieten nichts besonders bemerkenswerthes als die herrliche Aussicht, und an dem Petersbrunnen würde man vorübergehen, ohne ihn zu beachten, wenn man nicht wüßte, welche Bedeutung der klare Quell für die alte sächsische Besatzung gehabt hat, und uns nicht unwillkürlich die Zeit vor Augen träte, wo die starken sächsischen Männer an ihm das Haupt beugten, um die heilige Taufe zu empfangen. Die Kirche, welche nach der oben angeführten Stelle der Lorsche Annalen gleich nach der Eroberung erbaut war, steht längst nicht mehr, aber an ihrer Stelle eine später errichtete, welche noch immer Pfarrkirche für Westhofen ist. Sie ist als Bauwerk ohne Bedeutung, und Möller beklagt mit Recht, daß der Feuereifer des ersten reformirten Predigers Alles, was an alten Sachen noch vorhanden gewesen, zerstört habe. Ich habe oben in einem ländlichen Wirthshause übernachtet und, auf den alten Wällen sitzend, die schönen Thäler der Ruhr und Lenne im Strahle

der untergehenden und der aufgehenden Sonne glänzen sehen: Welcher von den drei Bergen, die hier einander im Gesichte liegen, — der Siegburg, Volmestein und Limburg — für den Geschichtsfreund der interessanteste ist, kann nicht zweifelhaft sein; welcher aber in Beziehung auf die Aussicht den Vorzug verdiene, das ist schwerer zu entscheiden. Mir wenigstens scheint immer derjenige der schönste, auf welchem ich mich eben befinde, jetzt

Volmestein.

Die Burghöhe von Volmestein beginnt erst da wichtig zu werden, wo die Bedeutung der Hohensyburg aufhört. Zu der Zeit, als der Besitzer von Westhofen als Anführer der umwohnenden Sachsen die Siegburg gegen Karl verteidigte, da gab es auch schon einen Haupthof Volmestein. — Die frühere Geschichte desselben und seiner Besitzer kann nur aus dem allgemeinen Entwicklungsgange der Dinge hier im Lande, zusammengehalten mit den aus Urkunden geschöpften geschichtlichen Thatsachen späterer Zeit, erschlossen werden. Der gelehrte westfälische Geschichtsforscher Nicolaus Rindlinger hat diese Aufgabe gelöst und in seiner „Geschichte der Familie und Herrschaft Volmestein 1. Band, nebst einem 2. Bande Urkunden, nachgewiesen: Wie in ältester Zeit die vor und nach entstandenen Höfe zu Volmestein sich zu einer Bauergemeinde und diese mit den angrenzenden Bauerschaften zu einer Landgemeinde verbanden; wie die Gemeinde ein Bauer- und Markengericht einrichtete und dem Besitzer des vornehmsten Hofes, Haupthofes, das stäte Richteramt und die Anführung im Kriege anvertraute, zugleich auch die aus mehreren Bauerschaften gebildete Landgemeinde ein Landgericht unter einem gewählten Landrichter anordnete; wie der Besitzer des Oberhofes Volmestein zur Zeit Karls des Großen, vielleicht schon früher, Landrichter seiner und mehrerer angränzenden Gemeinden war, und bald — bei veränderter Kriegsverfassung — aus einem Anführer des Heerbannes seines Gerichtsbezirks ein Lehnherr über eine eigene Dienstmansschaft wurde, wodurch dann die Eingekessenen, für welche er nun den schuldigen Reichsheerdienst leistete, ihm abgabepflichtig wurden. Nachdem die alten Hofesherrn so eine Art persönlicher Herrschaft erlangt hatten, welche thatsächlich auch schon erblich war, da erbauten sie zu ihrem und ihres Gebietes Schutz die Burg und fingen an, den Namen derselben zu führen. Das muß im 11. Jahrhundert geschehen sein, denn seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts erscheinen in Urkunden die Herrn von Volmestein. Sie besaßen in dem Umfange der Kirchspiele Volmestein und Herdecke, der Bauerschaft Haspe und vielleicht noch in dem übrigen größten Theile des Kirchspiels Hagen die kaiserlichen Rechte: den Befehl der Lehnmannschaft als Reichscontingent und die höhere Gerichtsbarkeit oder das Frei- und Vografenamnt. Außer dieser ihrer eigentlichen Herrschaft Volmestein besaßen sie unter andern noch den Oberhof Dimerking bei Soest mit Lüringsen, Katrop und andern Bauerschaften.

Das Auftreten des Geschlechts unter eigenem Namen fällt in die Zeit des frisch aufblühenden Ritterthumes, nach dem ersten Kreuzzuge, und auf der Burg Volmestein mag es denn auch an alle dem ritterlichen Treiben, den lauten Versammlungen der zahlreichen Lehnmannen, lustigem Rossetummeln und frohen Gelagen nicht gefehlt haben. Leider ist uns aus diesen Zeiten nichts weiter über die Familie erhalten, als die Namen der Volmesteiner und ihre öffentlichen Handlungen, wie solche aus den noch vorhandenen Urkunden hervorgehen; und, wie wichtig auch die Resultate der diplomatischen Forschungen über ein einzelnes Geschlecht für die allgemeine gelehrtere Geschichtskunde sind, so stellt sie uns doch das eigentlich menschliche Leben jener alten Ritter zu Hause und im Felde, ihr Glück und Leid, ihr Hoffen und Sorgen in guten und bösen Tagen zu wenig vor Augen, als daß eine wirkliche Theilnahme für die einzelnen Personen in uns entstehen könnte. Wir dürfen deshalb auch die urkundlichen Nachrichten über die Stammsfolge, die Geschäfte und Besitzungen der Volmesteiner von 1134 bis zur Zerstörung des Schlosses im Jahre 1324 hier nicht aufnehmen. Wer auf seiner Reise so viel Theilnahme für die schöne Volmesteinische Burghöhe gewonnen hat, daß er alle Einzelheiten, welche in Urkunden über das Geschlecht sich finden, können möchte, den verweisen wir auf die vortreffliche Zusammenstellung bei Rindlinger im 2. Hauptst. Nur über die Lebensschicksale eines der ältern Herrn von Volmestein finden wir eine ausführlichere legendenartige Erzählung in Bruscius Bavaria sancta ad 5. Octobr.

(auch in Kleinforzens Kirchengeschichte ad an. 1133, B. II., S. 22) welche wir als Bild des Lebens und der Sitte jener Zeiten hier mittheilen. Sie ist, sagt der Verfasser, getreu aus alten Schriften entnommen, und lautet nach dem Lateinischen ungefähr also:

„Im demjenigen Theile Westfalens, der unter der Herrschaft des kölnischen Erzbischofs steht, liegt am Ruhrflusse unsern Duisburg die Burg Volmundstein, auf welcher von Altersher ein edles Geschlecht gleiches Namens seinen Sitz hatte. Ein wackerer, hochherziger Jüngling dieses Stammes, Herr Gerwich ritt herab von der Väter Burg und besuchte nach Ritterart die Höfe der berühmtesten Fürsten, werbend um die Gunst und Freundschaft ausgezeichneten Männer und voll Verlangen, vieler Menschen Sitten und Sitten kernen zu lernen. Auf seiner Fahrt kam er auch nach Baiernland zu der Feste Bohenburg an der Donau fast auf der Mitte des Weges zwischen Ingolstadt und Regensburg. Von dieser Burg aus regierte einer der gepriesensten Fürsten damaliger Zeit, der Markgraf Theobald über das Land der Nariaker, ein tapftrer junger Herr und mit ganzer Seele ergeben den ritterlichen Uebungen. Dieser faßte alsbald eine große Liebe zu dem edlen westfälischen Abenteuerer, welcher in Sinn und Streben, und besonders in der Lust fremde Lande zu sehen, mit ihm übereinstimmte, und die jungen Männer reicheten sich die Hand zum unauslöschlichen Freundschaftsbunde. Beide ziehen nun zusammen umher an den Höfen der Fürsten, wo ritterliche Tüchtigkeit Gelegenheit fand, sich in den Turniren zu zeigen, und sie erfochten manchen schönen Preis. Einst bei einem großen Ritterspiele, als viele Helden zugleich miteinander kämpften, traf Gerwich im Getümmel mit seinem Waffenbruder Theobald zusammen, und rannte ihm seine Lanze durch die Rüstung tief in den Hals. Der Stoß hatte den Helm des Gegners zerbrochen und Gerwich sah nun, wer es war, dem seine Lanze die Todeswunde beigebracht hatte. Von dem furchtbarsten Schmerz ergriffen, fühlte Gerwich sich in einem Augenblick ganz umgewandelt und sogleich stand der Entschluß in ihm fest, den ritterlichen Uebungen und Kämpfen für immer zu entsagen, alle Pracht und Lust der Welt zu fliehen und sein ganzes übriges Leben in der Zurückgezogenheit zuzubringen. Still kehrte er in seine westfälische Heimath zurück, ordnete seine weltlichen Angelegenheiten und begab sich dann nach dem Kloster Siegburg am Rheine, um hier nach der Regel des h. Benedictus zu leben. Während er hier mit großem Eifer seine geistlichen Uebungen und Studien trieb und des von seiner Hand gefallenen Freundes gedachte, war dieser glücklich gewesen. Auch ihm war in der Todesnoth das eitle Weltleben zuwider geworden; da er aber als Familienvater und Herr von Land und Leuten sich nicht selbst in die Stille eines Klosters zurückziehen durfte, so begnügte er sich damit ruhig bei den Seinigen zu leben und ein Kloster, Reicherbach unweit Regensburg, zu stiften. Dem Bruder Gerwich war unterdessen zu Siegburg wegen seiner Sanftmuth und der Feinheit seiner Sitte die Sorge für die im Kloster einsprechenden Fremden anvertraut worden. Einst kehrte Chuno, der erwählte Bischof von Regensburg, auf seiner Rückreise von der Pariser Hochschule in Siegburg ein und lernte hier den Gerwich kennen. Eingenommen von der feinen Bildung, dem Geiste und der Frömmigkeit des edlen Klosterbruders wünschte er, denselben als seinen Freund und Rathgeber mit nach Regensburg zu nehmen. Der Abt so wie Gerwich selbst gaben den Bitten des Bischofs nach. Er folgte denselben nach Regensburg, lebte hier aber bloß seinen frommen Uebungen und Studien. Bald konnte er dem Hange zum stillen Mönchsleben nicht mehr widerstehen und der Bischof vermochte nicht, ihn in der Stadt zurückzuhalten. Er gab ihm einen Brief, worin er ihn ermächtigte, in die Einsamkeit zu gehen und innerhalb der Regensburger Diöcese einen Platz zur Gründung einer Mönchscongregation auszusuchen. Als Gerwich nun in dieser Absicht umherwanderte, kam er durch Zufall im alten Nariakerlande in einen dichten Wald zu einer Stelle, welche die Bewohner der Gegend noch jetzt Koler-gum nennen. Hier fällte er einige Bäume, und begann, ehe er noch dem Herrn des Waldes sich vorgestellt hatte, eine Capelle und daneben eine Hütte für sich und die Brüder, welche sich ihm angeschlossen hatten, zu erbauen. Eines Tages kam der Markgraf Theobald von seiner Stadt Egrana aus in den Wald zum Waidwerk. Als er das Holz niedergebauen und hier, in dem Schlupfwinkel des Wildes, eine Hütte errichtet fand, da sprengte er zornig

herbei und fragte die in der Arbeit begriffenen Brüder, wer es wage, ohne seine Erlaubniß hier zu bauen. Die Brüder standen zitternd da, aber Gerwich trat gefaßt vor den ihm noch unbekanntem Herrn, nannte seinen Namen und zeigte den Brief des Bischofs vor. Bei den Worten erkannte der Markgraf in dem armen Einsiedler seinen alten Freund, sprang vom Rosse schloß ihn in die Arme und zeigte ihm eine tiefe Narbe an seinem Halse. In der Freude des Wiedersehens gab er nicht nur seine Einwilligung zur Erbauung eines Klosters, sondern schenkte demselben auch soviel von dem Walde, als Gerwich in einem ganzen Tage umgehen würde. Es wurde nun ein passender Bauplatz von dem angenehmen Ufer des Flüsschens Wundrebum gewählt und bald stand das Kloster vollendet da. Es erhielt den Namen Walbsassen . . . Die Geschichte der Herren von Volmestein von ihrem ersten Auftreten an, ist an die der Erzbischöfe von Cöln geknüpft. Ihnen folgten sie als treue Dienstmänner auf ihren Kriegszügen, und bei den wichtigsten öffentlichen Handlungen derselben sehen wir die Volmesteiner als Zeugen. Sie hatten ihnen das Verrückrecht ihres Schlosses und eigene Burgsitze auf demselben eingeräumt; deshalb wurde denn auch die Burg in den cölnischen Fehden mehrmal von den Feinden des Erzbischofs eingenommen. Ehe wir die Berichte über die letzte Zerstörung, mittheilen, überblicken wir in einer kurzen Zusammenstellung nach Rindlinger die

Stammfolge des Volmesteinschen Geschlechts.

Heinrich I.	Gerwich,
der erste, welcher in Urkunden von den J. 1134—1173, genannt wird und zwar unter den Dienstmännern des Erzbischofs von Cöln.	gleichzeitig mit Heinrich, also vielleicht dessen Bruder Stifter des Klosters Walbsassen in der Oberpfalz 1133.

Heinrich II.	Gerhard.	Goswin.	Everhard.
wird in Urkunden von 1174—1216 genannt, besonders im Gefolge des Erzbischofs Philipp, welcher nach der Aichtserklärung Heinrichs des Löwen das Herzogthum Engern und Westfalen erlangte. 1191 wird er Comes genannt. (Urk. bei Seiberg jedoch nach einer Abschrift.) Er ist mit den Reichsfürsten 1198 bei der Kaiserwahl Ottos IV. zu Achen gegenwärtig.		geistlich.	Domberr (custos) zu Cöln.

Heinrich III.	Everhard.	Gottschalk.	Hadewig.
1218—1250. Mit ihm beginnt die gewisse Stammfolge; er stellt auch zuerst eigene Urkunden aus als Dominus oder vir nobis; so überträgt er den Brüdern des deutschen Ordens zu Mühlheim seine Rechte an dem Hofe daselbst. Er war vermählt mit Sophie, Tochter jenes Grafen Friedrich von Hsenburg, welcher 1225 den Erzbischof Engelbert ermordete. Er führt auch zuerst das Volmesteinsche Wappen: drei längliche oben breite Blätter, welche an dem schmalern untern Ende in einen Punkt zusammenlaufen.	wahrscheinlich geistlichen Standes.	Ritter.	Abtiffin zu Herdecke 1244.

Diedrich I.	Von den sieben Brüdern Diedrichs sind fünf Geistliche und von den Schwestern ist die eine an den Herrn von Woringen die Städte und Burgen des vom Grafen Engelbert von der Mark gefangenen Erzbischofs Siegfried von Cöln gebrochen wurden, wurde auch Volmestein erobert, bald aber von Diedrich wieder hergestellt. 1296 sehen wir ihn wieder dort unter seinen Burgmännern: Bribag, der ein eigenes Haus auf dem Schlosse als Burglehn besaß; Th. Meyelich, Th. Wickedo, Th. v. Asbeck, Rittern, dem Dapifer W. Husmann, E. v. Honswerth, G. Meyelich, dessen Bruder Diedrich, Goswin auf dem Thore, H. Scule, D. v. Hskenwerk u. a.
-------------	---

Diedrich I. hatte drei Söhne: Diedrich, Werner und Heinrich, und eine Tochter, welche die Gemahlin des Grafen Gottfried von Sayn wurde. Der zweite Sohn Werner war Domprobst zu Paderborn; der älteste Diedrich II. erscheint als Herr von Volmestein in den J. 1314—1324. Er ist vermählt mit Godeste oder Gostie von Rinckenrode. Diedrich II. scheint an dem Kampfe des Erzbischofs Heinrich gegen die Partei Ludwigs von Baiern Antheil genommen zu haben; es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß er in diesem Kriege gefallen ist. Er war nämlich schon todt, als am Ende des Streites seine Burg zerstört wurde.

Die Zerstörung von Volmestein steht im Zusammenhange mit jener Reihe von Kämpfen, welche in Folge der zwiespältigen Kaiserwahl von 1314 Deutschland erschütterten. Nachdem nämlich Kaiser Heinrich VII. am 24. August 1313 in Italien gestorben war, hatte sein Sohn, der junge Böhmenkönig Johann, da er die Krone für sich selbst nicht hoffen konnte, nur den Wunsch, dieselbe nicht an die Habsburger kommen zu lassen. Dieses Haus blühte in den fünf Söhnen Kaiser Albrechts, unter denen der älteste, Friedrich, die österreichischen Lande regierte und Erzherzog Leopold I., genannt die Blume der Ritterschaft, die habsburgischen Besitzungen im Elsaß, Schwaben und der Schweiz verwaltete. Friedrich, welcher schon nach seines Vaters Tode auf seine Erwählung hatte rechnen können, sah jetzt kaum einen möglichen Nebenbuhler unter den Fürsten Deutschlands, und die luxemburgische Partei hatte Mühe, einen solchen aufzufinden. Aber König Johann, dessen Oheim, Kurfürst Balduin von Trier, und der Kurfürst von Mainz Peter Michspalter brachten es endlich dahin, daß Ludwig von Baiern als Thronbewerber auftrat. Auf der Seite Friedrichs von Oestreich stand der Erzbischof von Cöln, Heinrich von Birneburg mit den übrigen Kurfürsten und den meisten niederrheinischen und westfälischen Herren, auch dem Grafen von der Mark, während die Städte, der Graf von Arnsberg u. a. für Ludwig waren. Jede Partei wählte und krönte ihren Candidaten, und als Ludwig gleich nach seiner Krönung nach Cöln kam, im December 1314, da ließ er den Erzbischof zuerst seine Rache fühlen, indem er den Grafen Wilhelm von Arnsberg mit der herzoglichen Würde in Westfalen oder, wie es in der späteren Belehnungsurkunde heißt, dem Rechte des Vorstreites zwischen Weser und Rhein belehnte. Der Streit zwischen den beiden Kaisern, wurde in der Schweiz, in Baiern und Franken ausgefochten; aber die Schlachten des achtjährigen Krieges führten zu keiner Entscheidung bis am Tage von Ampfing (Mühlendorf) den 28. September 1322 die gesammte Macht Oestreichs den vereinigten Gegnern erlag und der ritterliche Friedrich in die Gefangenschaft Ludwigs fiel. Während diese großen weltgeschichtlichen Begebenheiten im südwestlichen Deutschland vorgingen, blieb zwar Norddeutschland, wo die streitenden Parteien Oestreich, Baiern und Böhmen-Luxemburg nicht unmittelbare Interessen zu verfechten hatten, von dem Hauptkriege verschont; aber die rheinischen und westfälischen Herren benutzten doch die neuen Verhältnisse, um ihre langjährigen Feindschaften in neuen Fehden wieder heftiger entbrennen zu lassen. Hier in Westfalen lagen schon seit langen Jahren die Grafen von der Mark mit ihren geistlichen Nachbarn von Cöln und Münster und den weltlichen von Arnsberg, von Limburg (Isenburg) u. a., auch mit den Volmesteinern, fast beständig im Streit, und mit jener zähen Ausdauer, welche wir in der Geschichte mancher glücklich emporstrebenden Regentenhäuser bewundern, suchten sie alle zur Arrondirung ihrer Grafschaft geeigneten Stücke an sich zu bringen. Anfangs hatte, wie gesagt, der Graf Engelbert II. mit dem ihm sonst immer verfeindeten Erzbischofe von Cöln zusammen auf der Seite Oestreichs gestanden; denn nach der klügsten Berechnung mußte die habsburgische Macht die Oberhand behalten, und Friedrich hatte ihm überdies urkundliche Zusagen wegen der Schutzherrschaft über Dortmund und einer Geldsumme gemacht. Als aber der Sieg sich auf die Seite des Baiern neigte, da wendete sich auch Graf Engelbert und ersah sich nun bald die günstige Gelegenheit einer neuen Erwerbung. Erst nach dem Siege bei Ampfing konnte Ludwig sich gegen den Erzbischof Heinrich wenden. 1324 kam er nach Cöln und feierte dort auf dem Rosenhofe mit großer Pracht sein Beilager mit Margaretha, der Tochter des Grafen Wilhelm von Holland. Versöhnlichen Sinnes hatte er den Erzbischof eingeladen, der aber, fest in seinen Entschlüssen erschieb nicht, sondern hielt sich in seiner festen Stadt Soest. Graf Engelbert, welcher schon

den Erzbischof in Brül hatte belagern helfen, war jetzt sehr eilig, gegen den unbeugbaren Erzbischof und dessen Vasallen von Volmestein loszubrechen. Gewiß aber war es nicht Ergebenheit gegen den Kaiser, was ihn zu diesem Diensteifer trieb. Der tüchtige Dietrich von Volmestein, den zu bekämpfen noch allenfalls als ein Verdienst hätte gelten können, war ja schon todt und sein einziger Sohn Theodorich III. noch minderjährig; aber die Herrschaft Volmestein mit ihrem festen Schlosse lag gar zu gefährlich und zu lockend zwischen dem Märkischen und Altenaer Gebiete, als daß der kluge Graf die Gelegenheit hätte vorbeigehen lassen dürfen, sie im Namen des Kaisers zu zerstören und demnächst sich anzueignen. Montag vor Christi Himmelfahrt des Jahres 1324 erschien Engelbert vor Volmestein und begann die Belagerung. König Johann von Böhmen, die Grafen von Hennegau, Holland, Berg schlossen sich ihm an und nahmen Theil an dem Kampfe. Trotz dieser großen feindlichen Streitkraft hielt sich die Burg bis zum St. Jacobi-Tage (vom 22. Mai bis zum 25. Juli). Erzbischof Heinrich war zwar auch über den Rhein herbeigekommen und hatte den Marschall von Westfalen, Ruprecht von Birneburg seinen Neffen, an sich gezogen. Er stand mit seinem Heere in Soest und Werl, bereit die Burg zu entsetzen, aber die Macht der Belagerer scheint zu überlegen gewesen zu sein und der Bischof von Bütlich hatte sich ihm gegenüber zu Anna aufgestellt, so daß ihm der Weg abgeschnitten war. Am St. Jacobi-Tage zog der Graf Eberhard in die Burg ein und zerbrach sie. Das ist der kurze Bericht des Zeitgenossen Levold von Northof über das traurige Ende von Volmestein. Hören wir noch, wie Gert von der Schüren dasselbe nach Northof erzählt: In den Jair duysent CCC ind XXIV up den Maenedag voer unses Hern Himmelfarts Dag bestalden Greve Engelbrecht dat Slott Volmensteyn ind up Sente Jacobs Dag darnae quam hey darinne, und thoebraeck dat. In wulke Beleghe de Koning van Bohem unde die Greve van Hennegawen, uit oer sels Bewegen quamen, und sy ind oick die Greve van den Berge stonden daer den Greven van der Marke truwelicken by, bis then Ende thoe, und die Ertxbisschop tho Cöine und die Greve van Virnenberg lagen disse Tyt lang tho Soist und tho Werle, inde hadden Volmenstein gerne onstatt, hedden sy gekont.

Der lange Widerstand, welchen die Burg der vereinigten Macht eines Königs und mehrerer mächtigen Fürsten leistete, beweist ihre Stärke. Wie die treuen Volmesteinschen Burgleute und Vasallen sich vertheidigt, welche Proben der Tapferkeit sie abgelegt, welche Noth sie erduldet und wie sie nach oft getäuschter Hoffnung auf Entsatz endlich überwältigt worden, das wird uns leider nicht berichtet. Der Levold von Northof, welcher mit dem Grafen Engelbert in enger Verbindung stand, und zwei Jahre nach der Begebenheit mit demselben nach Rom reifte, wußte gewiß Manches darüber; aber er ist hier wie in seiner ganzen Chronik trocken kurz, und überläßt es unserer Phantasie, die näheren Umstände des tragischen Entscheidungskampfes uns nach Belieben auszumalen. Die Familie von Volmestein, das unschuldige Opfer ihrer Lehnstreue, sah sich der Burg ihrer Väter und ihrer alten Herrschaft für immer beraubt. Die Grafen von der Mark konnten zwar ihre Eroberung nicht sofort in ihr Eigenthum verwandeln, sie ließen dieselbe aber nicht wieder aus den Händen, und wußten später durch Pfandschaften und Kauf sich auch den gehörigen Rechtstitel zu verschaffen.

Das Geschlecht der Volmesteine besteht nach der Zerstörung der Burg noch gegen hundert Jahre. Es war ein besonderes Glück, daß gerade in dem Augenblicke, als alle Stammgüter verloren gingen, sich dem Theodorich III. eine Zuflucht auf das Erbe seiner Mutter, der Gostie von Rinkenrode darbot. Die frühere Geschichte Gostiens bietet ein Beispiel von der Habsucht und Gewaltthätigkeit der damals schon sehr verkommenen Ritterschaft. Der letzte Rinkenrode, Ritter Gerwin, welcher auf der Burg Heesgen bei Hamm wohnte, hatte dort, in Drensteinfurt und der Umgegend sehr ausgedehnte Güter. Gostie

war ein einziges Kind und hatte deshalb früh vieler Augen auf sich gezogen. Ein verwegener Ritter, Bernard Bitter, raubte am Montage vor Johanni 1297, wie uns Northof erzählt, die Jungfrau auf dem Wege von Fröndenberg (nach Heeßen) und vermählte sie seinem Bruder Engelbert, obwohl sie noch Kind war. Der Vater, in Verbindung mit dem Grafen Engelbert von der Mark, griff die Räuber an und erzwang die Herausgabe seiner Tochter. Später gab er sie dem Theodorich II. von Volmestein als Gemahlin. Jetzt nach Zerstörung der Burg lehrte sie als Wittwe mit ihren Kindern auf die Burg ihres Vaters zurück und wohnte zu Heeßen oder auch zu Steinsfurt. Mit dem Verluste der Herrschaft Volmestein trat das Geschlecht auch aus dem Range des höhern Adels: Die folgenden Volmesteine nennen sich nicht mehr Edelherren (*vir nobilis, dominus*). Theodorich III. 1324—1350 war nur Knappe und starb, ehe er zur Ritterwürde gelangte. Sein Sohn Theodorich IV. 1350—1396 ist Ritter. Dieser hinterläßt eine Tochter Reife oder Agnes und einen Sohn Johann 1396—1429. Johann starb kinderlos als letzter des Volmesteinschen Stammes; Agnes aber vermählte sich mit dem Ritter Godert von der Reck zu Heren. So gelangte das Geschlecht von der Reck in den Besitz der Rinkenrodeschen Güter und dessen, was von den Volmesteinschen Besitzungen noch geblieben war, der Lehnkammer. Bei v. Steinen ist die noch in späterer Zeit sehr lange Reihe der Volmestein-Reckschen Vasallen zu lesen. Nach einer daselbst B. I. S. 1320 aufbewahrten Urkunde von 1500 war die rechte Volmesteinsche Lehnbank zu Böle in dem Dorfe vor der Webeme unter den Linden. Für die Soester Lehnsgüter war die Bank auf dem Hofe Hinnerking in der Capelle. Die Herrschaft Volmestein hatte Graf Engelbert in Besitz behalten, doch war der vertriebenen Familie das Recht geblieben, dieselbe gegen eine Summe Geldes (vielleicht Kriegskosten für die Zerstörung der Burg?) wieder einzulösen; dazu aber reichte ihr Vermögen nicht aus, und Graf Engelbert wußte die Verlegenheiten, worein die sorglose Wirthschaft und Verschwendung den Theodorich IV. und Johann versetzte, wohl zu benutzen. Jener verpfändete ihm von Neuen die Freigrasschaft und sonstige Güter zu Volmestein und verkaufte endlich alles im Jahre 1380. Wir brechen hier die Betrachtung der Geschichte unserer Burg ab. Sie ist nun ein Bestandtheil der Grafschaft Mark, mit welcher sie bald an Preußen übergeht, und der letzte Rest der Volmesteinschen Herrschaft, die Lehnkammer, verschwindet endlich auch aus dem Leben. Nur der Namen ist erhalten: Das von dem Ritter Godbert von der Reck und Agnes von Volmestein abstammende Geschlecht blühet noch fort in den Grafen von der Reck-Volmarstein.

Die Stunde des Bahnzuges mahnt uns, Abschied zu nehmen von der Burg; wir steigen den Berg herab und setzen am Fuße desselben auf einer Fähre über die Ruhr nach Wetter. Der Ort liegt gleich am Flusse auf einer Anhöhe und bietet, von den benachbarten Bergen, Volmestein oder dem Kaisberge bei Herdecke aus gesehen, mit den Resten einer alten Burg und einem mächtigen runden Thurme einen schönen Anblick. Die Burg kennt die Geschichte nur als ein Besizthum der Markisch-Clevischen Landesherren; jetzt befindet sich in derselben eine Eisengießerei von Friedrich Hartott. Oberhalb Wetter überschreitet die Eisenbahn mittels einer schönen Brücke die Ruhr und führt uns in wenigen Minuten nach dem Bahnhofe Herdecke. Bis zur Stadt haben wir noch eine ziemliche Strecke und müssen wieder auf das rechte Ufer. (Es ist hiernach rathsam den kurzen und manche hübsche Ansicht bietenden Weg von Wetter nach Herdecke auf dem rechten Ruhrufer zu Fuße zu machen.) Die Brücke hat durch den Einsturz eines Bogens 1824 wobei der Baumeister Hartmann und eine Anzahl Arbeiter den Tod fanden, eine traurige Berühmtheit erlangt. Die Gewölbbogen sind nicht vollendet worden, sondern die schönen Pfeiler tragen einen Holzbelag. Auf dem Wege vom Bahnhofe zur Brücke hat man zur linken Hand den Kaisberg; Ein kurzer Pfad führt uns durch die Wiesen an seinen Fuß und in einer

Viertelstunde erreichen wir auf steilem Wege die Höhe. Ich war hinaufgestiegen, um die Wallburg zu sehen, von welcher Möller u. a. sprechen; habe aber eine solche nicht gefunden. Wälle allerdings sind da, aber nicht im Zusammenhange und, zum Theile wenigstens, durch den Schutt der großen Sandsteinbrüche gebildet. Diese Brüche, welche, wie viele andere hier am Ruhrufer, den schönen weit und breit bekannten Sandstein liefern, belohnen wohl schon die Mühe des Bergsteigens, mehr aber noch erfreute mich die bei dem Umhersuchen nach der alten Wallburg an verschiedenen lichten Punkten sich erschließende Aussicht auf das Ruhrthal mit Herdecke, Wetter und auf die Berge, von denen die Ruinen von Bolmesteln und Hohensyburg aus duftiger Ferne herüberschauen. **Herdecke** selbst ist ein stiller Ort und, daß die meisten älteren Häuser mit Sandsteinplatten gedeckt sind, giebt ihm etwas eigenthümlich Düsternes. In dem höchsten Theile der Stadt liegt das Stift. Das Plateau ist zum Theile noch mit den alten Mauern umschlossen und man steigt auf Treppen von den Straßen hinauf. Wenn wir auf der Haupttreppe die Höhe erreicht haben, dann sehen wir vor uns zunächst die Stiftskirche, rechts davon die reformirte Capelle und etwas zurück die katholische Kirche; dazwischen und umher liegen alte und neuere Häuser, früher die Abtei, die sieben Fräuleinshäuser und die sonstigen Stiftsgebäude. Die drei kirchlichen Gebäude gewähren von dem Eingange des Stiftshofes einen Anblick, welcher unsrer Erwartung von dem Aeußeren der altherwürdigen Stiftung entspricht; aber das Verfallene der Stiftskirche, der elende bretterne Dachreiter, welcher an die Stelle des ehemaligen Westthurmes getreten ist, und die rohe Bedachung der Kirchen mit Sandsteinplatten geben dem ganzen Bilde wieder etwas Aermliches und Trauriges. Noch öder und jammervoller sieht es im Innern der Stiftskirche, der evangelischen Pfarrkirche, aus. Sie gleicht eher einem Ablager von altem Gerümpel als einem Gotteshause. Ob noch Theile des ursprünglichen Gebäudes aus der karolingischen Zeit darin zu finden sind, kann ich nicht beurtheilen; im Ganzen ist sie eine gewölbte Pfeilerbasilica ohne Kreuzschiff von sehr einfacher ja roher Struktur. Lübbe setzt die Zeit ihrer Erbauung um 1200. An der Nordseite der Kirche ist noch ein erhöhtes Grabmahl vorhanden; es zeigt eine Frauengestalt in Nonnenkleidung mit gefalteten Händen, ohne Unterschrift. Die (reformirte) Capelle ist nach ihrer Bauart zu schließen auch sehr alt, und scheint noch ganz ihre ursprüngliche Gestalt zu haben. Vor der Reformation war sie die St. Annen-Capelle. Am spätesten erbaut ist die katholische Kirche.

Auf der Höhe, wo die drei Kirchen stehen, läßt die Sage in der Heidenzeit eine heilige Eiche der Herttha sich erheben; ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnen würde, auf die aus dem Klange des neuen hochdeutschen Namens entsprungene Geschichte näher einzugehen. Ferner macht die Sage die Stifterin des Klosters, Frederuna, zu einer Schwestertochter Karls des Großen. Mit ihren Schätzen aus Italien nach Deutschland ziehend, habe sie die Höhe der Herttha-Eiche nach einem vorherbestimmten Omen als den Platz für ihre Stiftung erkannt und sich da niedergelassen. Die Verwandtschaft der Stifterin mit dem großen Kaiser bezweifelt von Steinen, da sich in der Geschlechtstafel Karls keine Frederuna finde. Obgleich nun dieser Grund nicht hinreicht, da ja nicht alle Verwandte Karls in der Geschichte genannt werden, so ist doch eine mit vielem Gelde einwandernde Fürstin etwas ganz unwahrscheinliches. Gewiß ist nur aus den bis zum zwölften Jahrhundert hinaus documentirten Traditionen des Klosters, daß die Stifterin Frederuna geheißt. Steinen, geleitet von dem richtigen Bedanken, daß dieselbe einem vornehmen Geschlechte des Landes angehört haben müsse, da sie ja einen Herrnhof (Bronhof, major curia) mit vielen zugehörigen Höfen zu Herdecke und der Umgegend und mit eigener Gerichtsbarkeit als Grundlage ihrer Stiftung hergegeben hatte, vermuthet, daß sie mit der angesehensten Familie der Gegend, die später den Namen von Bolmesteln führte, verwandt gewesen sei, und zwar

weil diese die Schirmvogtei über das Kloster hatte. Wer sie nun auch gewesen sein mag, Freberuna hat das Kloster gegründet, indem sie ihre reichen Besitzungen zu Herdecke Gott widmete; eine andere fromme Dame Almet oder Alswet muß sich an dem gottseligen Werke durch Schenkungen betheilig haben, denn ihr Gedächtniß wurde in den folgenden Jahrhunderten mit derselben Feierlichkeit nur mit etwas geringeren Spenden begangen, als das Seelenamt Freberunens. Beide Namen weisen auf sehr alte, wahrscheinlich noch die karolingischen Zeiten hin. Was diese edlen Frauen bewog, die Welt zu verlassen, sich selbst und ihr Vermögen dem Herrn zu weihen; wie die ursprünglichen Einrichtungen des Klosters waren, und welchen Einfluß dasselbe auf die christliche Gesittung und die menschlichere Bildung der neubekehrten Sachsen dieser Gegend hatte: darüber liegen uns keine Nachrichten mehr vor. (Die Privilegien, Urkunden, der Kirche sind durch Zufall verloren gegangen oder durch Verwahrlosung abhanden gekommen, sagt schon 1229 die Abtissin Hathewig im Eingange eines von ihr aufgestellten Güterverzeichnisses bei v. Steinen p. 87.) Wenn wir aber annehmen dürfen, daß es hier ebenso war, wie in andern westfälischen Klöstern aus derselben Zeit, dann werden wir auch die Klosterfrauen zu Herdecke als Wohlthäterinnen der Gegend anerkennen. Wie Everword und Geva zu Fredeborst, so haben auch hier Freberun und Alswet, auf das Glück einer eigenen leiblichen Familie verzichtend, gottgeweihte Priester und Nonnen als ihre Kinder angenommen. Die Geistlichen, in der späteren Zeit Canonici genannt und zum Capitel berechtigt, hatten den Gottesdienst und den Unterricht zu besorgen. Ihrer waren zwei; später sind noch mehrere Vicarien hinzugekommen. Die Jungfrauen deren hier, die Abtissin eingeschlossen 12 waren, außer denen noch eine Anzahl Schülerinnen für den Stand der Klosterfrauen erzogen wurden, mußten freien Standes sein. Zum Unterhalte wurden ihnen bestimmte Güter und Einkünfte überwiesen. (Die Klostergüter waren nach den noch erhaltenen Güterverzeichnissen — bei v. Steinen — sehr bedeutend, aber viele davon schon vor der Aufhebung verkommen.) Alle sollten, wie auch noch die späteren Statuten sagen, heilig und keusch leben, ohne jedoch durch ein unlösbares Gelübde gebunden zu sein; sollten Gott und der h. Jungfrau Maria in Demuth dienen und der Abtissin und Decanin tren gehorsam sein, wie Söhne und Töchter der Mutter. Den Fremden, der zum Kloster kam, mußten sie bedienen und ihm Nahrung und Kleidung reichen; die Armen mußten sie trösten und ihnen Almosen geben. So wurden die Güter, welche sonst einem Herrn gehört hatten, so zu sagen ein Gemeingut der ganzen Gegend; zugleich wurde der Druck, welcher damals auf den Dienstleuten lastete, gemildert und fröhlich gedieh der Anbau des Landes, so weit die milde Herrschaft des Klosters reichte. Daß das Kloster auch in eigentlich religiöser Hinsicht ein Mittelpunkt für die Umgegend war, liegt schon in der Natur der Sache. Vielleicht dürfte man auch die Bruderschaft, welche die Geistlichkeit von Ende, Böle, Oberwenigern, Kirchhörde und Wetter mit den Geistlichen von Nunherbide im Jahre 1374 schloß, als eine Fortsetzung oder Erneuerung der alten Verbindung betrachten können. Die schöne Wirksamkeit des Klosters verlor sich in den späteren Zeiten des Mittelalters mehr und mehr. Der Adel fing an, dasselbe als bloße Versorgungsanstalt seiner Töchter anzusehen und nicht-abliche Personen fern zu halten, bis endlich die 16 Ahnen und die Aufschwörung der Ritterbürtigkeit gesetzlich wurden. Die Fräulein kamen aus den Burgen der wilden Fehde- und Raubritter ins Kloster und blieben mit der Heimath in Verbindung. Wie toll es zuweilen herging, zeigt ein von Rindlinger (Geschichte von Volmestein S. 352) aus einer Heesenschen Rechnung vom Jahre 1381 mitgetheilte Ausgabeposten III Fl. dede ich (der Rentmeister) mynen heren (dem verschwenderischen Diederich von Volmestein IV.) do he red . . . mit Lob. van Varsem und Joh. van Summeren to Horde . . . und reden vort den avend to Heyrdecke in dat Closter. Dar vunden se Neve-

inghe van dem Hardenberge, und Bernd Ovelaker, und Ostinge und Herman van dem Vorste; und bleven Idrey Nacht to Herdecke, und dansseden und tereden in dem Clostere. Solche Besuche der lustigen Bettern mußten allerdings einen üblen Eindruck auf die armen Klosterfrauen ausüben. Wir dürfen aber das Verderben nicht diesem Verhältniß allein zuschreiben, denn auch diejenigen reichen Stifte, welche noch Bürgerliche aufnahmen, waren eben so wenig frei von dem üblen Einflusse der unglücklichen Zeit, dem sich kein Stand ganz entziehen kann. Vor dem Grade von Verkommenheit, welcher z. B. in Meschede den Erzbischof Heinrich zwang, 1310 das Frauenstift ganz aufzuheben und Canoniche an die Stelle der Damen zu setzen, blieb Herdecke bewahrt: Der religiöse Sinn wurde durch den, wie es scheint, treu aufrecht gehaltenen, statutenmäßigen Gottesdienst und durch die oben erwähnte Bruderschaft lebendig erhalten. Die in Steinens Geschichte aus dem Archiv des Stiftes mitgetheilten Statuten der Bruderschaft und die Nachrichten über die Gewohnheiten des Stiftes aus dem 14. Jahrhundert enthalten hierzu manches Bemerkenswerthe, was eine speciellere Geschichte des Klosters wohl recht anziehend machen könnte. Jedes Fest des Jahres hatte seine eigenthümliche gottesdienstliche Feier, seine besonderen Spenden an die Stiftsangehörigen und die Armen; so besonders die Memorie Frederunens: Am Vorabende ging der ganze Convent zu ihrem Grabe, verrichtete das Officium und die Abtiffin stellte vier Kerzen an dem Grabmale auf, welche die Nacht und den folgenden Morgen brennen mußten; bei dem Seelename opferten Abtiffin und Jungfrauen bestimmte Gaben, nachher fanden allgemeine Vertheilungen an die Geistlichen und Klosterleute statt und die Armen, welche in der Kirche waren, erhielten 6 Eimer Bier und Brod. Alle Festtage verbanden in ähnlicher Art die religiöse Feier mit der Wohlthätigkeit. Die Reformation, welche hier wie fast überall mit Streitigkeiten und ärgerlichen Prozessen verbunden war, und unter dem Einflusse der pfalz-neuburgischen oder der brandenburgischen Regierung bald zurückgedrängt, bald wieder begünstigt wurde, bis die Besignahme der Mark durch Kurbrandenburg 1631 den Sieg der Protestanten entschied, spaltete das Stift in eine lutherische und eine katholische Abtheilung. Eine kurfürstliche Verfügung sprach 1641 die Stiftskirche und beide Pastoraten (früher die beiden Canonici) den Protestanten zu. Die katholisch geliebten Fräulein, deren nach späteren Festsetzungen immer vier sein sollten, waren nun ohne Kirche und ohne Seelsorger, bis endlich 1689 die kleine katholische Kirche erbaut und ein Priester, jedoch ohne Pfarrrechte, mit einem Gehalte aus Stiftsmitteln angestellt wurde. Inmittels hatte sich auch eine kleine reformirte Gemeinde gebildet, welche anfangs zu Wetter eingepfarrt war, wofür der dortige Pastor die bedeutenden Einkünfte der St. Annen-Vicarie vom Stifte erhielt. 1707 wurde ihnen die Capelle eingeräumt, und endlich brachten sie es auch dahin, daß ihnen die Lutherischen eine der beiden Pastoraten abtreten mußten. So bestanden die drei Confessionen, mit getrenntem Gottesdienste aber noch immer zu einem Capitel vereinigt, bis zur Aufhebung des Stiftes und bis zur Union von 1826. Die drei Kirchen stehen noch da als ein Denkmal der Religionstrennung und des Religionsfriedens. Schön wäre es, wenn alle drei erhalten werden könnten; da aber eine Kirche als bloße Antiquität ein Unding ist, und doch über kurz oder lang dem Leben, was allein Recht hat, zum Opfer fällt, so sollten die Katholiken, statt neu zu bauen, die Ueberlassung der alten Stiftskirche, welche die Evangelischen doch verlassen wollen, erbitten. Dann wäre hier in dem schönen Winkel des Ruhrthales ein Andenken an die Zeit der Bekehrung unserer sächsischen Vorfahren und an das schöne christliche Leben der alten Zeit gesichert.

Von Herdecke nach Hohensyburg führt eine Chaussee, aber auch ein näherer Fußweg. Dieser geht gleich vom westlichen Ausgange der Stadt bergan, durch Felder und an einigen Sandsteinbrüchen vorüber zu dem waldigen Gebirgskamme, welcher sich nahe an der Ruhr bis nach Hohensyburg

hinzieht. Ehe wir in den Wald eintreten, und dann von Zeit zu Zeit an lichten Stellen, besonders auf der sogenannten Teufelskranz, bieten sich herrliche Ausichten in das Flußthal. Nach einer angenehmen Wanderung von einer Stunde gelangt man auf eine offene Höhe und hat nun die Häuser und die Kirche von Hohensyburg, etwas rechts davon die Ueberreste der Burg vor sich liegen. Noch eine halbe Stunde und wir stehen an dem einzigen Zugänge zu der alten Feste, auf welchem das Heer Karls eingedrungen sein muß, und von wo aus drei Jahre später die Sachsen ihre Angriffe gegen die fränkische Besatzung in der Burg müssen gemacht haben. Nachdem ich Alles hier noch einmal betrachtet und genossen hatte, hoffentlich, mußte ich zu mir selbst sagen, noch nicht zum letzten Male, verließ ich den Berg auf dem Fußpfade, der von dem Kirchhofe ostwärts hinab in $\frac{1}{2}$ Stunde nach Westhofen führt. Hier habe ich nichts mehr von dem alten Reichshofe gesehen, bin auch für diesmal zu eilig, um auf die Geschichte näher einzugehen. Es ist ziemlich viel darüber bei v. Steinen zu lesen, auch in einer Schrift über Hohensyburg von Brodziejer, der mit der Gegend, den neueren Verhältnissen und den Familien sehr gut bekannt ist. Der Weg nach Schwerte, $\frac{1}{2}$ Stunden, ist wieder sehr hübsch. Man kommt am Hause Ruhre vorbei, sieht dann zur Seite am linken Ruhrufer Ergste, dessen Kirche in der Mitte weit umhergestreuter Häuser hoch und frei daliegt, ein schöner Mittelpunkt. Vor uns sehen wir schon lange das Schloß Billigst auf der Höhe am linken Ruhrufer; bald auch gegenüber Schwerte. Die Geschichte jenes Rittersitzes und der Stadt steht in vielfachem Zusammenhange und würde, gut dargestellt, das sehr interessante Bild eines bald frommen bald wilden Ritterlebens, einer wohlhabigen kleinen Hansestadt, einer merkwürdigen kirchlichen Blüthe und einer höchst achtungswerthen gelehrten Strebensart, sowohl in der Zeit vor der Reformation als kurz nachher, darbieten. An Material und Vorarbeiten zu einer solchen Geschichte fehlt es nicht. Hermann Fley, genannt Stangenfol oder Stangenfeld, gebürtig aus Schwerte, gestorben zu Cöln als Canonicus und Professor des Montaner Gymnasiums 1655, hat in seinen *Annales Circuli Westphalici* und dem *Opus chronologicum et historicum Circuli Westphalici* Vieles auch über seine Vaterstadt mitgetheilt, was besonders für seine Zeit recht lebendig dargestellt ist, da er selbst theilhaftig war: er wurde nämlich 1653 während der Religionsstreitigkeiten einer von seiner Familie gestifteten Vicarie S. Annae beraubt. v. Steinen im I. B. S. 1409 ff. hat eine eigene Geschichte der Stadt und des Gerichts Schwerte, so wie des Rittersitzes Billigst und der dort wohnenden adelichen Familien Sobbe und von der Mark mitgetheilt. Jetzt ist das schöne Schloß im Besitze des Freiherrn von Everfeld. Die Kirche in Schwerte ist besonders wegen des Hochaltars sehenswerth. Das Hauptschiff mit den sehr schmalen Seitenschiffen ist aus älterer Zeit und erscheint gedrückt; dagegen ist der jüngere Chor in dem schönen strebenden gothischen Style erbaut, beides aber glatt und viel sauberer gehalten, als die Kirchen hierlands gewöhnlich sind. Das Altarwerk rechnet Lübke, neben dem in der Petrikirche zu Dortmund, zu den umfangreichsten Kunstwerken dieser Art von Holzschnitzereien. In fünfzehn Feldern, sechs Reihen, ist die ganze heilige Geschichte von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt des Herrn dargestellt. In der Mitte steht in einem Hauptfelde die h. Jungfrau. Alle Bilder haben schön verzierte Rahmen und das Ganze faßt eine ungewöhnlich reiche gothische Architektur zusammen. Die Figuren sind fast ganz vergolbet und in hellen Farben illuminirt. Die untere Reihe, gleichsam der Fuß des Hauptbildes, enthält in sechs reich umrahmten Nischen paarweise die zwölf Apostel und in der Mitte das Bild des Heilandes in sitzender Stellung, sehr fein in weißem Marmor gearbeitet; auch diese Figuren sind zum Theil mit lebhaften Farben bemalt und vergolbet. Jedes Feld des Hauptbildes bietet mit seinen zahlreichen Figuren Stoff zu theils erbaulicher theils unterhaltender Betrachtung: So zeigt das Bild,

welches die Hochzeit Josephs und Maria's darstellt, die heilige Braut in erhabener Stellung; Joseph, ehrerbietig knieend, reicht der jungfräulichen Vermählten eine brennende Kerze dar; im Hintergrunde wird musieirt und lustig getanz. Unter der Darstellung des Opfertodes Christi befindet sich, wie Kübke anmerkt, in naher Gedankenverbindung die Celebrirung der h. Messe, als unblutige Wiederholung jenes Opfers auf Golgatha. Das ganze Bilderwerk kann mit Flügelthüren geschlossen werden, welche an der innern Seite recht schöne Gemälde zeigen, und deren Außenseite ebenfalls bemalt ist. An der Südseite des Altars steht die Inschrift: „An. dom. 1523 up paschen is düse Taffel upgericht.“ Außer diesem Schnitzwerk wird von den Kunstkennern noch das mittlere Chorfenster hinter dem Altare, obgleich es aus Ueberbleibseln mehrerer gemalten Fenster zusammengesetzt ist, wegen seiner Farbenpracht und der Zeichnung seiner Figuren gerühmt. Eine besondere Merkwürdigkeit für die Stadt hat es dadurch, daß es das Weihegeschenk eines um 1500 in Schwerte geborenen berühmten Mannes ist, wie die untenan stehenden Worte: Johann Pötken Provest to St. Jürgen in Cölln mit dem Wappen (drei goldene Töpfe, Pötte) beweisen. Es wird berichtet, daß Pötken zuerst das Studium der orientalischen Sprachen in Deutschland eingeführt habe. (S. v. Steinen, nach Stangensol.) Die Betrachtung der erwähnten Kunstfachen zeigt schon die Bedeutung des Ortes im 15. und 16. Jahrhundert, wo die Pietät so schöne Werke zur Zierde des heimathlichen Gotteshauses widmete, und wo in den Schulen der Geistlichen eine wirklich bewunderungswürdige Zahl von gelehrten Männern den Grund ihrer Bildung gelegt hat. Statt darauf weiter einzugehen, will ich versuchen, den ersten Theil eines lateinischen Gedichts, welches der Schwerte Joh. Starcke, Prediger zu Westerhausen an der Elbe, im J. 1584 zum Lobe seiner Vaterstadt schrieb, wiederzugeben, jedoch mit möglichster Beseitigung der bloß zur gelehrten Ausschmückung dienenden Phrasen:

Wie Ulysses sich einst, umirrend auf stürmischen Meeren,
 Sehnte, den Rauch nur zu sehn fernher von Ithakas Strand,
 So ergreift auch mich beim Anblick des Bildes der Gegend,
 Wo ich die Jugend verlebt, wo sich zuerst meinem Geist
 Heiteres Wissen erschloß, die heiße Sehnsucht zur Heimath.
 Sei mir, Schwerte, gegrüßt, Vaterstadt, ewig mir werth!
 Sinnvoll wähltest du einst ein redendes Bild dir zum Wappen:
 Roth ist das Feld; denn sein Blut weihe der Bürger dem Staat;
 Tapfer im Streite zu stehen, gebieten die blitzenden Schwerter;
 Doch ihre Stellung ins Kreuz mahnet mit höherem Ernst,
 Deß zu gedenken, der einst uns am Kreuze den Frieden erworben . . .

Ehe ich nun das Lob der Vaterstadt weiter verkünde,
 Preis' ich zuvor die Burg, freundlich benachbart der Stadt:
 Bilgest nennt sie das Volk, doch Vielgäst' sollte sie heißen;
 Denn dem Freunde ist stets offen das gastliche Haus;
 Auch dem Fremdling, der oft hier einspricht, dem bittenden Armen
 Schließt sich niemals das Thor, fehlet nie sein Geschenk.
 Vor Jahrhunderten haup'ten gewaltige Heldengeschlechter
 Hier auf der Burg, und sie war immer des Vaterlands Wehr.

Nun bewohnt sie in Frieden der weitgebietende Drost
 Friedrich vom Märk'schen Geschlecht, ruhmvollen Ahnen entstammt
 Beso zu dir mich wendend, o theure Vaterstadt meld' ich,
 Wer deine Mauern erbaut, wer zur Stadt dich erhob:
 Preis dem alten Geschlechte der edeln märkischen Grafen,
 Ihnen gebühret der Ruhm, wie die Chronik uns sagt.
 Passend erwählten zuerst sie den Platz in anmuthiger Gegend:
 Zwiefach getheilet bespült ihn die fischreiche Ruhr,
 Welche eilend den Bergen entrauscht an der Gränze der Schatten
 Und in wachsendem Strom endlich dem Rheine sich mischt.
 Friedlich von Wäldern umkränzt, im Herzen der märkischen Grafschaft,
 Freut sich der Lage die Stadt; freut ihres Herrschers sich auch,
 Welcher, ein Muster der Milde, vor allen anderen Fürsten,
 Waltet im Clevischen Land und in dem Lande der Mark.
 Mächtig an Umfang, ist groß durch die Tugenden ihrer Bewohner
 Unsere Stadt, und dies Lob ist ja der glänzendste Schmuck!
 Freudig, vor allem Besizthum, gedenk' ich des herrlichen Tempels
 Und des Bildwerks voll Kunst, welches das Heiligthum ziert.
 Wo auf westfälischer Erde wohl fändest du solch einen Altar,
 So voll Sinn und Geschmack, so voll Anmuth und Stanz!
 Doch noch höhere Zierde verleihet dem heiligen Hause
 Das ehrwürdige Wort, kündend die Ehre des Herrn.
 Rühmend muß ich dann ferner das neuerrichtete Rathhaus
 Nennen, den schützenden Kranz fester Mauern, den Wall
 Und die Thürme, so oft von den tapfern Bürgern vertheidigt . . .

Ich breche hier ab, da das Folgende nur ein in ganz allgemeinen Ausdrücken gehaltenes Lob der Gelehrsamkeit und der hiesigen Gelehrten und ebenso allgemein ausgesprochene Segenswünsche für die Stadt enthält.

Der Weg von Schwerte nach Hörde (1 M.) übersteigt den Höhenzug, der sich im Norden des Arnberger Waldes und der Ruhr als Haarstrang und weiter westlich als Arbei (von Herdecke bis Schwerte) parallel der Ruhr hinzieht. Von dem Kamme wenden wir unsern Blick noch einmal zurück in das freundliche Ruhrthal mit seinen von walbigen Höhen umgebenen Wiesengründen und heitern ländlichen Ortschaften; dann aber sehen wir vor uns bald ein neues Bild sich aufrollen. Unabsehbar dehnt sich Ebene aus, und eine nicht zu zählende Menge thurmartiger Schornsteine zeigt an, daß wir uns einem der reichsten Punkte des westfälischen Kohlengebiets nähern. In der Mitte dieser zerstreuten Schornsteine drängt sich ein ganzer Haufen solcher Rauchschlände zusammen und kaum erkennen wir durch die Dampfwolken die Kirchtürme und Häuser einer Stadt. Es ist Hörde und wir haben bis dahin noch eine halbe Stunde auf der schwarzstäubenden Straße. In der Gegend von Bommern und Bolmestien hatten die, einem sehr lebendigen Kohlenbetriebe dienenden hochragenden Gebäude unsere Aufmerksamkeit kaum von andern Gegenständen der Betrachtung abzulenken vermocht; Hier aber sehen wir uns auf einmal ganz ausschließlich von der Berg- und Hüttenwelt umgeben. Hier, wo die aus den Tiefen der Erde emporgehobenen dunklen Schätze sogleich in großartiger Weise verarbeitet werden,

vermag sich der Blick auf nichts anderes zu richten, als auf die Anstalten ihres Betriebes. Männer mit bleichen beruhten Gesichtern begegnen uns auf dem Wege, und zur Seite dehnen sich Arbeiterwohnungen in über Gleichförmigkeit ohne den gepflegten Garten und den schattenden Baum, der die Hütte des Landmannes verschönert. Es scheint alles gestern, und nur für augenblicklichen kurzen Gebrauch erbaut zu sein. Wir fühlen uns beklommen in dieser ruhelosen Gewerbswelt; und doch zieht uns das neue Leben und Treiben mächtig an. Wir eilen es näher zu betrachten und bald haben wir die freundliche Stadt erreicht. Vor vierhundert, ja noch vor hundert Jahren sah es hier ganz anders aus; keine Schornsteine, nur Kirchtürme, eine stattliche Burg und mehrere Ritterhäuser überragten die Dächer der Stadt. Um in dem Gegensatz gegen den damaligen Zustand die seit einem halben oder einem viertel Jahrhundert neu geschaffene Gegenwart schärfer aufzufassen, werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte des Ortes. In alter Zeit war ein hiesiger Haupthof im Besitze einer Familie, welche von demselben den Namen von Hörde oder Huerde trug. Ihr Haus oder ihre Burg soll von den Grafen von der Mark eingezo gen sein, als einst ein Ritter von Hörde seinen Bruder erschlug. Durch Heirath des Ritters Friedrich von Hörde mit Kunigunde von Störmede gelangte die Familie damals, um 1300 zu den Gütern zu Störmede und Schwarzenrab en. Die Grafen von der Mark achteten den neu erworbenen Sitz wegen seiner Lage und seiner ausgedehnten Grundgüter hoch und bauten die Burg aus. Sie verwendeten, wie ein alter Chronist erzählt, das Eisenwerk und anderes Material des abgebrochenen Schlosses Hohenshburg zu dem Baue, und wohnten nun oft auf der Burg. Besonders verdient hier Herr Konrad von der Mark als Gründer einer bedeutenden kirchlichen Stiftung und als Beförderer der städtischen Einrichtungen Beachtung. Er war der vierte Sohn Eberhards II. (1277—1308) und hatte zu seiner Abfindung das Schloß und Amt Hörde erhalten, wo er während der Regierung seines Bruders, Engelbert II. (1308—1328), und seines Neffen, Adolfs IV. (1328—47), lebte. Er nennt sich zwar noch von der Marke aber nicht Graf sondern „eyn eddele Man und eyn herr tho Hurde“ (Solche Abtretungen einzelner Theile der Grafschaft Mark an jüngere Brüder, welche nicht als Geistliche versorgt wurden, fanden öfter Statt; aber die Grafen wußten es einzurichten oder hatten das Glück, daß die Theile immer wieder dem Ganzen zufließen. Konrad vollzieht auch, wenn gleich als selbstständiger Herr, doch immer mit Genehmigung des Grafen seine Regierungshandlungen). In seinen jüngeren Jahren war Konrad ein tüchtiger Kriegsmann und wir sehen ihn in den schweren Kämpfen, welche sein zweiter Bruder Adolf, Bischof zu Lüttich, mit der dortigen Bürgerschaft zu bestehen hatte, ausgezeichnete Dienste leisten und die Ritterwürde erlangen (Northof). Im späteren Alter lebte er still der Förderung des Wohles seiner Unterthanen und übte Werke der Frömmigkeit nach dem Geiste der Zeit. Am Mariä Himmelfahrtstage 1340 verlieh er dem Dorfe Hörde mit Zustimmung seines Neffen, Grafen Altes (Adolfs) von der Mark, die Rechte einer Stadt. Die interessante Urkunde über diese Verleihung ist bei v. Steinen IV., 346 zu lesen: Sie enthebt die Bürger von Hörde aus der Gerichtbarkeit des Freigrafen und stellt sie unter einen eigenen Stadtrichter; bestimmt die Rechte des Rathes und enthält den ganzen Criminal-Codex nebst vielen andern Bestimmungen. Ergänzt wird diese Urkunde durch eine andere von 1342 a. a. O. Seite 350, worin über die Freiheiten des Rittersitzes, welchen Johann von Fürstenberg damals in der Stadt besaß, und über die Besitzungen des Herrn Heinrich von Aldinghoven zu Hörde nähere Bestimmungen getroffen worden. In der letztgenannten Urkunde sagt Konrad, daß er ein Kloster zu dem Clarenberge gestiftet und die Klosterkirche auf seinem Grund und Boden bei Hörde erbaut habe und noch daran baue. Auch die genannten Herren v. Aldinghoven und v. Fürstenberg betheiligten sich an dem frommen Werke, indem sie für eine Summe

Geldes, welche Conrad dem Kloster überwies, Begräbnißstätten in der Kirche für sich und ihre Angehörigen erwarben. Conrad selbst und seine Gemahlin Elisabeth von Cleve gaben sich bald auch dem ^{heiligen} häuslichen Leben hin. Seine Schwester Christine war bereits Abtissin zu Clarenberg und die beiden Eheleute faßten endlich auch den Entschluß „die arge Welt zu verlassen und, um Gott dem Herrn besser dienen zu können, in das Kloster zu gehen.“ Beide haben dort bald nachher ihre Ruhestätte gefunden. Das Kloster hatte in späterer Zeit ein ähnliches Schicksal wie das Stift Herdecke. Die Klosterkirche zum Clarenberg liegt jetzt nicht mehr außerhalb: Die Stadt ist an sie herangewachsen und hat sie sammt dem alten Namen in sich aufgenommen (wie die Stadt Arnberg das Kloster Bedinghausen). Sie ist nach der erwähnten Urkunde 1342 erbaut. Lütke „die mittelalterliche Kunst in Westfalen“ zählt sie mit auf unter den einschiffigen Kirchen, welche in ihrem Stile die Einfachheit und Armuth der Orden, denen sie angehörten ausdrücken. In den Fenstern sind noch Reste von Glasgemälden, deren Kunstwerth gerühmt wird: „die Arabesken sind von eleganter Zeichnung, die wenigen erhaltenen Köpfe würdig und schön.“ In Westen sehen wir noch den Nonnenchor auf niedrigen Spitzbogen. Die Gräber des Stifters und der Stifterin auf dem Chor haben keine Inschrift, und von den Gräbern der Hördeschen Ritter v. Fürstenberg und von Aldinghoven fehlen alle Spuren. Auf dem Chor befindet sich das Grabmal des Grafen Diedrich von der Mark. Die auf dem erhöhten Grabe ausgestreckt liegende Gestalt in voller Rüstung, ist nach künstlerischer Beurtheilung etwas steif, die Engel aber, welche das Wappen halten, sind nicht ohne Anmuth. Wenn nun das Denkmal als Kunstwerk keinen besondern Werth hat, so besitzt Hörde in demselben doch ein historisch sehr merkwürdiges Denkmal der Geschichte: Es ist das Grab des letzten Grafen von der Mark als eines für sich bestehenden Landes. Die folgenden Regenten sind zwar noch aus demselben Stamme, aber sie regieren Cleve und Mark vereinigt und das Herzogthum Cleve steht nun bald als Hauptland und die Grafschaft Mark als ein Theil des Herzogthums da. Diedrichs Großvater

Adolf IV. von der Mark 1328—1347 vermählte sich 1332 mit Margaretha, der einzigen Tochter des Grafen Diedrich von Cleve und, da Diedrichs Bruder kinderlos war, der Erbin von Cleve. Von seinen Kindern

war Engelbert III. sein Nachfolger in der Grafschaft Mark 1347—1391. Er hinterließ aus seiner Ehe mit Richarda von Jülich nur eine Tochter, welche ohne Kinder starb. Da er also unerbtebt war, überließ er es auch seinem Bruder Adolf, die Ansprüche des Hauses auf die Erbschaft ihrer Mutter, die Grafschaft Cleve, für sich geltend zu machen.

wurde Adolf VI. der Nachfolger als Graf von Cleve 1394—1398, von 1398—1448 Herr der vereinigten Lande Cleve-Mark und seit 1437 erster Herzog von Cleve durch Ernennung des Kaisers Siegmund zu Constanz am 2. Mai.

Adolf V. nahm nach dem Tode des letzten Grafen von Cleve Johanns am 19. November 1368, Cleve in Besitz und regierte nun als Graf von Cleve 1368—1391 und dann von 1391—94 als erster Graf von Cleve und Mark. Vor der Erlangung der Clevischen Erbschaft war er Erzbischof von Köln gewesen, hatte aber verzichtet und sich mit Margaretha von Berg vermählt. Von den vielen Kindern dieser Ehe

Diedrich, der zweite Sohn, hatte von dem Vater die Verwaltung der Länder Mark, Bilstein, Fredeburg und des Antheiles an Lippstadt erhalten. In einem Kriege seines Bruders Adolf gegen Wilhelm von Berg entschied Diedrichs Tapferkeit die Schlacht zwischen Kellen und Cleve 1397. Als

er aber nach dem Siege noch eine Streiferei im bergischen Laube unternahm, wurde er vor Elberfeld am 14. März 1398 von einem sächsischen Schützen erschossen. Er wurde im Kloster Clarenberg beerdigt. Seine Grabscrift, welche jetzt zum Theil erloschen ist, lautet nach v. Steinen I, 256:

En jacet in Choro Comes o præclara propago
 Clivis et Marka, Theodoricus tristia fata
 Hic spicula periit, qui fortes ense prostravit
 Gertrudis die in Ach diræ necis novitate.
 M ter C decies novemque octo tenes.

Wir übergehen die fernern Einzelheiten aus der Geschichte von Hörbe; das Mitgetheilte genügt, um zu zeigen, daß der Ort in jenen Jahrhunderten, wo Ritterthum und Klosterleben die Angeln des menschlichen Strebens bildeten, ein nicht minder bedeutender Mittelpunkt des Lebens in Westfalen war, als jetzt, wo Gewerbe und Erwerb fast alle Kräfte des Geistes und des Körpers in Anspruch nehmen. Um mich nun in diesem neuen Hörbe vorläufig umzusehen, wanderte ich noch am Abende von dem Gasthose die Straße hinauf, die Clarenberger Klosterkirche zur Rechten, nach der Hermannsbütte an dem östlichen Ende der Stadt. Schon aus der Entfernung sehen wir die Gluth von den Eissen in die Nacht emporleuchten, und beim Eintritte in den weiten Hof strahlt uns aus den zerstreut daliegenden Gebäuden ein wahres Feuermeer entgegen. Eines derselben gerade vor uns scheint am hellsten. Wir treten ein; aber kaum wagen wir es, den Fuß voran zu setzen: Das Rasseln und Donnern der von vier Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Räder und Hämmer ist betäubend, und zwischen alle dem Getreibe scheint kein Weg hindurch zu führen. Eben sind wir der gewaltigen Eisenstange eines pudelnden Hephäst ausgewichen, da rasselt uns ein Kollwagen mit einem glühenden weithin scheinenden Eisenklumpen entgegen; hier windet eine schnell wachsende glühende Schlange sich vor unsern Füßen und dort droht ein Rad in seinem rasenden Schwunge uns zu ergreifen. Endlich haben wir ein sicheres Plätzchen gefunden, — unser König, sagte man mir, hat auf dieser Stelle von einer Erhöhung den Arbeiten zugeesehen. — Da lassen wir nun ruhiger unsern Blick über die gewaltige Werkstätte schweifen und erfreuen uns anfangs an dem großartigen Feuerwerk; bald aber haben wir uns so weit gesammelt, daß wir ein einzelnes Stück Arbeit von seinem Anfange bis zur Vollendung verfolgen können. Betrachten wir zum Beispiele die Entstehung der zu den Eisenbahnschienen bestimmten Puppen, dann die Schienen selbst. In dem Ofen dort, in welchem ein starker Mann mit schwerer Eisenstange rührt, befinden sich 450 Pfund Roheisen. Erst bei längerem Hineinsehen kann das Auge in der Gluth den Brei des zerfließenden Eisens unterscheiden, welches hier zu gar em Eisen verarbeitet wird. Jetzt hat der Arbeiter mit seiner Stange einen rundlichen Ballen gebildet. Dieser wird mit einer mächtigen Zange herausgezogen, auf einen eisernen Wagen geworfen und rasch unter den Hammer gebracht; weithin sprühen die Funken unter den gewaltigen Schlägen und bald ist der Klumpen zu einem länglich viereckigen Eisenstück geformt. Dieses fährt der Wagen gleich unter die Luppenwalze, und wieder sprühend und knallend fährt das Eisen hindurch, bis es sich zu der 1" dicken, 13—14' langen Luppe gestaltet hat. Diese Luppen werden nachher mit einer Scheere in Stücke von bestimmter Länge geschnitten und in Paketen von 500 Pfd. in den Schweißofen gebracht. Hat der Schweißmeister für ein solches Paket die richtige Hitze, so wird das länglich viereckige Stück Eisen hervorgeholt und wir sehen es nun auf dem eisernen Karren zur Schienenwalze geführt. Die Walzmannschaft ergreift den glühenden Block gleich mit den Zangen und bringt ihn zwischen die Walzen. Mit lautem Geprassel fährt er hindurch, wird wieder herübergezogen und abermals hindurch getrieben. Jedesmal in neuer Gestalt windet sich das glühende

Eisen auf der andern Seite hervor, bis es aus dem letzten Kaliber herauskommend seine gehörige Form und Länge hat. Noch immer glühend, wird es auf dem aus Eisenplatten bestehenden Boden durch einige geschickte Hammerschläge gerade gerichtet, dann schnell an eine Stelle gezogen, wo zwei Scheiben mit Sägezähnen halb über den Boden hervorstehen und in rascher Umdrehung von beiden Enden der Stange so viel abschneiden, daß sie die richtige Länge hat: Die Eisenbahnschiene ist fertig, und das hat von dem Augenblicke, wo der Klumpen glühenden Eisens aus dem Schweißofen genommen wurde, nur wenige Minuten gedauert; denn bei der letzten Operation, dem Abschneiden, war die Gluth noch groß, daß die Funken weithin und bis zum Dache flogen und einen dichten Feuerregen bildeten. Unter andern Walzen gestaltet sich das Eisen zu den großen Platten, woraus die Dampfsessel zusammengesetzt werden, wieder unter andern zu Rädern für Eisenbahnwagen. Das Abschneiden des zur Radform gereckten Eisens durch zwei aus dem Boden hervorkommende Sägen, dann das Biegen des noch glühenden Eisens zu der vollkommen freisrunden Form der Radreifen ist sinnreich ausgedacht und schön anzusehen. Et heic dii sunt! sagte ich zu meinem freundlichen Führer bei dem Abschiede von der wundervollen Werkstatt und, als ich dann im Gasthose fast nur von Kohlen und Eisen sprechen hörte, fand ich das ganz natürlich und hätte gewünscht mit reden zu können. Um mich noch wenigstens einigermaßen, so weit es nämlich ohne eigentliche Kenntniß des Berg- und Hüttenwesens und der Maschinenien möglich ist, zu unterrichten, beschloß ich den folgenden Tag zu bleiben. Früh Morgens gingen wir hinaus zu der Zeche Freie Vogel, sahen die Dampfmaschine arbeiten und die Förderförbe in ununterbrochener Folge auf und niedersteigen. Neben dem Förderschacht geht der Fahrshacht in die dunkle Tiefe. Wer Muth hat und sich auf Hand und Fuß verlassen darf, der kann die fast senkrechten Leitern 89 Lachter oder 593 Fuß tief hinabsteigen, da unten den Gruß: Glück auf! in seiner ganzen Feierlichkeit vernehmen und zusehen, wie der uralte dunkle Schatz gehoben wird. Der Schacht hat in günstiger Weise eine bedeutend breite Mulde getroffen, welche eine der Haupt-Flözgruppen des Förder Reviers in sich schließt und zu dem südöstlichen Hauptbusen des westfälischen Kohlengebirges *) gehört. Diese

*) Da unsere Rheinweiserbahn sich an der Nordgrenze dieses Kohlenlandes hinzieht, und durch die Erleichterung des Transportes zu dem mächtigen Aufschwunge des Bergbaues wohl am meisten beigetragen hat; wie andererseits der Kohlenreichtum den Flor der Eisenbahn wesentlich fördern hilft, so ist hier die Stelle, dies reiche Gebiet im Allgemeinen zu betrachten: Das Steinkohlengebirge Westfalens ist ein Theil der Berglandschaft, welche von dem Rothlangergebirge (Gderkopf, Astenberg) in Süden bis zum Haarstrange und seinen westlichen Fortsetzungen in Norden, dem Rheine und der Weser, (Diemel, Alme,) sich ausbreitet. Die höheren Gegenden dieses Gebiets in S., welche sich bis 1500 und 2600 Fuß erheben und größtentheils breite Gebirgsrücken bilden und runde große Kluppen, wo mehrere Thäler nahe beisammen liegen, nennt der Geognost das Grauwackengebirge. Der Lauf der obern Ruhr und ihrer Nebenflüsse Balme, Wenne, Röhr und der Lenne, dann der Volme und der Ennepe, auch der Wupper, bezeichnen die Absenkung dieses westfälischen Hochlandes nach Norden. Im Düffelthale ober Erkrath, dann nördlich von Elberfeld, Schwelm, Limburg, Iserlohn, Deilinghofen, ferner in N. einer Linie von Neuenrade bis Meschede und zum Hoppethale durchheilen die Klüfte auf lange Strecke eine Gegend von ganz veränderter Gestalt: Von den Flußufern erheben sich steile Felsenwände aus Kalkstein, meistens gewaltige Massen ohne Schichtung und häufig ganz aus organischen Wesen der Verwelt aufgebaut; in diesen Felsen finden sich Höhlen, schimmernd von wunderlichen Tropfsteinbildungen und merkwürdig durch zahlreiche Ueberreste verschiedener Gattungen antiluvianscher Thiere. Das schöne Bönnetthal von Balve bis unterhalb Klusenstein, Sundwig mit seinen berühmten Höhlen, und ganz in Westen das von der Düffel durchströmte Neanderthal mit der Neandersöhle gehören hierher. Diese vom Hoppethale bis in die Gegend von Düsseldorf wie „ein schmales Land“ an der Nordgränze der Grauwackengebirge sich hinziehende Felsen-

tiefe, südlich bei Hörde vorbeigehende, durch den Gebirgsfattel, den wir von Schwerte kommend überstiegen haben, geschlossene Mulde enthält die Bickfelder und Clarenberger Flöze und es finden sich hier nach den Angaben der Geognosten 48 solcher Steinkohlenflöze übereinander. Acht und vierzigmal also hat der Boden hier, in geringerer Erhebung über die Fluthen des alten Oceans, die ungeheuern Wälder hervorgebracht, deren riesige Stämme und Schlingpflanzen die Grundbestandtheile der Steinkohle

gegen den die Geognosten die Formation des Uebergangskalksteins. Weiter nördlich bestehen die Berge aus einem andern Kalkstein mit deutlicher Schichtung, Plattenkalk, (besonders schön bei Arnsberg), aus Thonschiefer (bei Nutlar als Dachschiefer gebrochen) und aus Kieselschiefer. Auf diese Kalk- und Schiefergebirge folgt bis zur Absenkung des Gebirgslandes in die Ebene des Hellweges und der Lippe noch eine etwa 18 D.M. einnehmende größtentheils bewaldete Berggegend mit langgestreckten Höhenzügen z. B. dem im Arnsberger Walde als Wasserscheide zwischen Ruhr und Möhne sich hinziehenden Kamme u. von Arnsberg bis Brilon. Dies Gebirge führt von seiner Beschaffenheit den Namen des flözleeren Sandsteines zum Unterschiede von dem ihm äußerlich ähnlichen Steinkohlengebirge (Kohlen Sandstein). Der flözleere Sandstein umgibt in Südosten und Westen das Steinkohlengebirge. Dieses begreift ein Dreieck von etwa 8 D.M., dessen längste Seite in Norden von Duisburg (Stirum) bis oberhalb Frömeren 8½ M. beträgt; die südliche Seite (die streichende Ausdehnung) von Horath bei Barmen bis Frömeren ist 6 M. lang, und die westliche hat, ihre vielen Ausbiegungen ungerchnet, zwischen Horath und Stirum eine Länge von 3½ M. Die Städte Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr und Essen, Kettwig, Werden, Bochum, Langenberg, Hattingen, Blanksenstein, Witten, Wetter, Herdecke, Westhofen, Schwerte, Hörde, Dortmund liegen innerhalb dieses Dreiecks oder nahe an den Grenzen desselben. In S. und W. wird das Kohlengebirge, wie gesagt, von dem flözleeren Sandstein begrenzt, auf welchem es unmittelbar ruht; in N. gränzt es an den Mergel, der Gebirgsart der großen westfälischen Ebene, welche von dem an den Haarstrang sich anschließenden Eggegebirge und dem Teutoburger Walde hufeisenförmig eingesaßt wird. Der Mergel, als jüngere Gebirgsart, hat das Steinkohlengebirge auf der angegebenen Linie überdeckt, und die Neigung der Ebene, welche das Steinkohlengebirge und den Mergel trennt, beträgt zwischen 2 und 5 Grad. Nahe an der Gränze bei Essen, Bochum, Dortmund sind auf dem Mergel noch Kohlenruben und die auf demselben abgesunkenen Schächte treffen das Kohlengebirge in größerer oder geringerer Tiefe; in dem tiefen Sooschachte der Saline Königsborn bei Anna ist in einer Tiefe von 80 Lachtern, ebenso bei Werwe drei Viertel Stunden nördlich von Anna 80 Lachter tief das Steinkohlengebirge und auch ein Kohlenflöz erbohrt worden. Die Oberfläche des Kohlenlandes bildet eine ähnliche Abwechslung von Berg und Thal wie der flözleere Sandstein; die höchsten Erhebungen sind an der Westgrenze zwischen Hattingen und Horath, bei Barmenstein und am Arbei nördlich von Herdecke, Hohensyburg und Schwerte. Die Ruhr durchströmt in vielen Bindungen das Kohlenrevier von Hohensyburg bis Kettwig oder Mülheim. Von dem Reichthum an Naturschönheiten und Leben, welche das Ruhrthal in diesem Gebiete enthält, gibt ein Blick auf die hübsche Charte von Jul. Bäder mit bildlichen Darstellungen der schönsten Punkte und Angabe der Gruben eine Vorstellung; Einiges davon haben wir auf unserer Wanderung gesehen. Der unterirdische Reichthum aber, den wir hier ausschließlich ins Auge zu fassen haben, ist unermesslich. Die Production in den Bergamts-Bezirken Essen und Bochum, dem ganzen Umfange des Gebietes betrug

im Jahre 1830 — — 2,750,145 Tonnen 11,000,580 Scheffel.
 „ „ 1840 — — 4,741,804½ „ 19,127,216 „

Die Production stieg also in diesen zehn Jahren um beinahe 2,000,000 Tonnen. Seitdem hat die Menge der geförderten Kohlen, entsprechend dem immer wachsenden Bedarf, der Erleichterung des Transports und der Erweiterung des Absatzkreises mit jedem Jahr den Ertrag des Vorjahres in zunehmendem Verhältniß überstiegen. So wurden in den beiden Bergamtsbezirken im Jahre 1854 auf den 199 in Betrieb stehenden Gruben durch 19,327 Arbeiter gefördert: 13,350,496 Tonnen, im Werthe von 6,019,544 Thln. Gegen das Jahr 1853 wurden im Jahre 1854 mehr gefördert 2,619,023 Tonnen, also fast so viel mehr, als der ganze Ertrag vier und zwanzig Jahre vorher gewesen war. Schon diese Zahlen ergeben, mit welchem Eifer die Kohlenförderung betrieben wird. Wenn die mit

bilden; acht und vierzigmal hat das Meer wieder diese Buchten überströmt und jene Wälder, nebst den Pflanzenmassen, welche vielleicht irgend ein gewaltiger Strom der Urwelt in diesen Becken zusammengeschwemmt hatte, wieder mit Niederschlägen von Gerölle und Sandsteinen bedeckt, unter deren Drucke die Erdwärme jenen Pflanzensatz in Steinkohle verwandelte. Welche Geschichte vor aller Geschichte, vor der Schöpfung des Menschen! Wenn man nicht ein aufgetrübter Naturforscher wäre, könnte man bei dieser Betrachtung wirklich auf den Gedanken kommen, es gäbe eine ewige Weisheit und eine ewige Liebe, welche für die Menschen sorgte, ehe noch das Geschlecht war. — Auf der Halde sahen wir dann wie der Kohleneisenstein, der sich hier mit der Kohle zusammen findet, in Haufen geröstet wird. Früher würde derselbe als unbrauchbar fortgeworfen. (Wenn durch das Rösten Kohle, Schwefel, Schwefelsäure und Wasser möglichst entfernt sind, dann enthält er 40—50 % Eisen). Jetzt liefert die Steinkohlengrube Freie Vogel täglich 50 Tonnen Kohleneisenstein also, einen wesentlichen Beitrag zu dem Bedarf der vier Hohöfen; an Kohlen liefert die Grube etwa 2300 Scheffel täglich.

Nach der Stadt zurückkehrend, besuchten wir noch einmal die Hermannshütte und betrachteten außer den gestern gesehenen Arbeiten, wie die Erzeugnisse derselben in andern Gebäuden weiter zur Vollendung geführt werden: Wir sahen, wie die Schienen durch den Druck einer Schraube völlig gerade gerichtet wurden; wie die Maschine Löcher in die Schienen bohrte, oder vielmehr einen kleinen Eisenzylinder aus der daumendicken Schienenwandung heraus drückte, so glatt und leicht, als wenn das Eisen Butter wäre; wie die eisernen Räder und Achsen abgedreht, die mächtigen Eisenplatten zu Dampfkesseln zusammengenietet wurden und vieles Andere. Wenn man die Arbeiten der mächtigen Werkstätte angesehen hat, dann drängt sich der Gedanke auf, daß dieselbe nicht bloß für ihre Besitzer, den Hörder Bergwerks- und Hüttenverein selbst, sondern vornehmlich für die große Menge der dabei beschäftigten Menschen und für die ganze der Gegend von großer Wichtigkeit sein muß. Die folgenden Angaben welche in der v. Carnall'schen Zeitschrift III. B. 4. Heft. über den Betrieb der Hüttenwerke Preußens im Jahre 1854 S. 204. mitgetheilt sind, geben darüber näheren Aufschluß. Es besitzt darnach die Hermannshütte 47 Puddelöfen, 3 Tiegelöfen zur Gießerei und 48 andere Ofen, 11 Walzstraßen mit 26 Walzenpaaren, 8 Dampfhämmer bis zur Schwere von 110 Ctr., 50 Bohr- und Drehbänke für die Bearbeitung der Räder, Achsen und Walzen u. a. Maschinen. Die Walzen und Hämmer werden durch 9 Dampfmaschinen von zusammen 686 Pferdekraft in Bewegung gesetzt, und die Bohr- und Drehbänke Hobel- und Schraubenschneide-Maschinen treibt ebenfalls eine Dampfkraft von 34 Pferden. Fabricirt wurden im Jahre 1854:

21,605 Ctr. Gußwaaren	im Werthe von	81,229 Rthlr.
22,892 „ Stabeisen	„ „	125,669 „
43,481 „ Bleche	„ „	299,029 „
181,984 „ Schienen	„ „	921,431 „
17,730 „ Bandagen	„ „	219,560 „
35,955 „ Räder u. Achsen	„ „	363,329 „
zusammen 323,647 Ctr. Producte	im Werthe von	2,010,249 Rthlr.

dem Erfolge Einzelner wachsende Gewinnsucht der Capitalisten uns mit Sorge und Widerwillen erfüllt; dann sehen wir dagegen mit Freuden die durch jenes unedle Treiben hervorgerufenen Fortschritte in dem Technischen, wie es besonders der Tiefbau erfordert, der in unserm Bezirke immer bedeutender wird. (Eine ausführliche, wissenschaftliche Beschreibung des oben kurz dargestellten westfälischen Kohlengebirges findet sich nebst einer petrographischen Karte im 2. Bande von Nöggerath's „Gebirge in Rheinland-Westfalen“ in der gehaltreichen Arbeit des Herrn von Dechen „Geognostische Bemerkungen über den nördlichen Abfall des Niederrheinisch-Westfälischen Gebirges.“)

An Rohstoffen gebrauchte das Werk im genannten Jahre 500,000 Ctr. Roheisen und 300,000 Tonnen Steinkohlen. Im Jahre 1854/55 betrug der Gebrauch an Roheisen 65,185,366 Pfund an Steinkohlen 1,373,530 Scheffel, also fast 400 Scheffel täglich. Der Reingewinn des Betriebsjahres 1854/55 betrug 157,844 Rthlr. wovon 10 $\frac{3}{4}$ % des zwei Millionen Rthlr. betragenden Actien-Capitals mit 215,000 Rthlr. als Dividende unter die Actionäre vertheilt wurde. An Arbeitern waren im Jahre 1854 beschäftigt 2224, im Jahre 1854/55 betrug die Zahl der ständig beschäftigten Arbeiter gegen 2600; (Die Anlage ist die größte dieser Art im Westfälischen District; die nächstgrößten Werke beschäftigen das Puddelwerk zu Oberhausen 1165, das Eisen- und Stahl-Puddelwerk in der Haspe bei Hagen 268 Arbeiter). Zweitausend sechshundert Arbeiter, welche mit ihren Familien, ungefähr 7400 Seelen ausmachen, würden schon für sich allein die Bevölkerung einer Stadt bilden. Freilich fehlt allen diesen Leuten die eigentliche Selbständigkeit, welche in den mittelalterlichen Städten, auch wo die einzelnen Werkstätten sich zu einem fabriktartigen Ganzen verbunden hatten, den Stand der Arbeiter so ehrenhaft machte; doch ist auch hier dem Fleiße und der Geschicklichkeit eine angemessene Belohnung der Arbeit nicht verjagt, und die besseren unter den Arbeitern streben auch darnach, Haus und Hof zu erwerben. Es ist klug von der Gesellschaft, dies Streben zu unterstützen. Lobenswerth ist auch die Einrichtung einer Kranken-, Unterstützungs- und Pensionskasse zum Besten der Arbeiter und Meister. Die Sonntagsschule, welche von vielen Arbeitern besucht wird, und in der Ausbildung für das bürgerliche Leben zugleich die sittliche Bildung zu fördern strebt, ist von der königlichen Regierung zu Arnsberg ins Leben gerufen; doch hat auch die Gesellschaft durch Vermittlung eines sehr guten Zeichenunterrichts dazu wesentlich mitgewirkt. Die allgemeine Humanität und eigener Vortheil zwingen schon die Herren, welche andere Menschen für sich so arbeiten und schwitzen lassen, etwas zu thun: daß die christliche Liebe dabei auch Antheil habe, dürfen wir nicht bezweifeln; sie allein vermag für das leibliche und sittliche Wohl der armen Brüder in der rechten Weise zu sorgen. Ich habe darüber zu Hörbe allerhand Gedanken gehabt; doch die gehören nicht hierher: Gott gebe den Herren, welchen er so viele Menschen anvertraut, die rechten Gedanken! Die Menschheit und das Vaterland haben viel von ihnen zu fordern.

Beim Abschiede von dem großartigen Werke, als ich am Ausgange des Hofes noch einen Blick zurückwarf, fiel mir oben an einem der Gebäude der Name Piepenstock in die Augen und erinnerte mich an eine Pflicht, welche die neueste Zeit so gewöhnlich vernachlässigt:

Die Geschichte dieses eigentlichen Hörbe ist ganz neu. Die gegenwärtige Generation hat Alles das entstehen sehen, was der Stadt ihre Bedeutung gibt. Steinen in seiner Historie von Hörbe weiß „vom Gewerbe“ dort nichts weiter zu sagen, als: „Die Einwohner nähren sich theils vom Ackerbau, theils von der Arbeit in den Steinkohlen-Bergwerken, theils von der Schmiedearbeit; wie sich denn besonders hieselbst viel Nagelschmiede finden,“ und diese Beschreibung paßte auf das Gewerbsleben des Städtchens, so weit mir bekannt ist, bis vor etwa achtzehn Jahren. Im Jahre 1839 begann Piepenstock die Anlage des Hüttenwerkes, 1843 wurde dasselbe in Betrieb gesetzt, und war schon damals das größte Etablissement seiner Art in Westfalen, aber erst der Anfang von dem, was es jetzt ist. Der Gründer ist einer von den Männern, welche in ihrem Kreise durch Einsicht, man könnte sagen, geniale Auffassung der Verhältnisse und durch Muth neue Bahnen brechen und den Bestrebungen in einem Gewerbszweige für längere Zeit ihre Richtung geben. Hermann Diedrich Piepenstock war geboren zu Hferlohn den 6 August 1782. Sein Vater Caspar Diedrich, der Gründer des Piepenstock'schen Geschäfts, gestorben 1821, war anfangs gewöhnlicher Arbeiter gewesen, hatte dann Haken und

Augen und andere kleine Fabrikate nach Holland verkauft. Zu Fuß machte er seine beschwerlichen Reisen, auch dann noch, als er durch Verstand und Fleiß bereits den sichern Grund zu einem ausgedehnten Geschäfte gelegt hatte. Die Inschrift des Piepenstock'schen Wohnhauses: *Jesus ubique mecum* fand, wie ein Nekrolog Piepenstock's sich ausdrückt, auch in dem Herzen seiner Bewohner und war hier die Grundlage ihrer biedern ehrenwerthen Gesinnung, so wie gewiß auch des Segens, der alle ihre Unternehmungen begleitete. In den schwierigen Zeiten der Franzosenherrschaft und der folgenden Kriege hatte sich das Geschäft immer weiter ausgebreitet; aber erst nach der Sicherung des Friedens 1815 nahm es besonders durch H. D. Piepenstock einen großartigen Aufschwung und das Haus begann nun bedeutende Anlagen auch außerhalb Bjerlohn. Die Dege zwischen Hemer und Menden war die erste derselben; dann folgte 1828—1831 die Dege bei Lethmate, die erste Weißblech-Fabrik in der Provinz, und 1835 das große Werk bei Hüsten ~~unterhalb des Zusammenflusses der Röhr mit der Ruhr~~. Alle Bauten bei diesen Anlagen leitete er selbst. Wie eifrig er auch die neueren Fortschritte benutzte, so waren seine Pläne doch ganz eigenes Werk, und, da er mit den Einrichtungen seiner Fabriken bis in die kleinsten Einzelheiten vertraut war, so gelang auch unter seiner beständigen Aufsicht Alles wohl. Wie richtig seine Pläne und wie klar seine Auffassung der Verhältnisse waren, geht daraus hervor, daß alle seine Anlagen in fortwährend steigender Blüthe stehen und zum Theile die Veranlassung ähnlicher Einrichtungen geworden sind. Sein letztes und größtes Unternehmen war unsere Hermannshütte. Begonnen wurde das Werk 1839 und in Betrieb gesetzt im Todesjahre des Gründers 1843. Er starb am 4. September, kinderlos. Nach den von ihm getroffenen Vorkehrungen blieben seine Einrichtungen unter seinen Erben in ungestörtem Betriebe. Die Hermannshütte wurde einer am 8. Jan. 1852 gebildeten und durch Cabinets-Ordre vom 16. Februar 1852 bestätigten Actien-Gesellschaft, dem Förder Bergwerks- und Hüttenverein in demselben Jahre von den Erben, Firma Piepenstock und Comp. in Hörde, für 976,112 Thlr. übertragen.

Am Nachmittage machten wir noch einen Spaziergang nach den Hohöfen und Brünninghausen. Westlich von der Stadt führt die Chaussee nach Brünninghausen zwischen neu erbauten Häusern zu den Hohöfen. Sie liegen etwa 1000 Schritte von der Hütte entfernt, rechts hart an der Straße und gewähren von ihrer fast 300 Fuß lang sich ausdehnenden Vorderseite einen imposanten Anblick. Die vier Hohöfen selbst erheben sich pyramidal zu einer Höhe von 51 Fuß. Sie sind so gestellt, daß die beiden äußeren von den inneren je 20 Fuß entfernt sind, der Zwischenraum der letzteren aber in der Mitte 40 Fuß beträgt; da nun die Defen selbst unten 30 Fuß Seite haben; so nehmen sie in der Fronte einen Raum von 200 Fuß ein. An der Vorderseite der Defen befindet sich die durch ihre zierliche und zweckmäßige Dachconstruction ausgezeichnete Gießhalle von 294 Fuß Länge und 60 Fuß Breite. Destlich liegt das 88 Fuß lange, 42 Fuß breite Gebläsehaus. Die Gebläsemaschinen haben liegende Cylinder, von denen der Dampfcylinder 38 Zoll, der Gebläsecylinder 96 Zoll Durchmesser hat; beide sind mit ein und demselben großen Schwungrade verbunden. Der Wind strömt zunächst in einen 275 Fuß langen, 6½ Fuß weiten Regulator von Eisenblech unter der Hüttensole; von da geht er durch vier Windheizapparate mit besonderer Feuerung zu den Formen. Haben wir hier unten nun die verschiedenen Arbeiten an den Defen, das Abfließen der Schlacken, das Gießen u. a. gesehen und bewundert, dann steigen wir auf einer zierlichen gußeisernen Wendeltreppe zu der eisernen Gitterbrücke hinauf, welche die beiden inneren Defen verbindet. Auch die inneren und äußeren Defen sind durch solche Brücken verbunden. Auf jeder der letzteren steht eine kleine Dampfmaschine mit 8 Z. Cylinder und 20 Z. Hub, welche die Beschickung und die Coaks auf die Gicht

fördert. Wir betrachten zunächst das Arbeiten dieser Maschinen und wie die Aufgeber die heraufgezogenen Eisensteine und Coaks in den Schlund der Oefen schaffen; dann sehen wir nach unten und betrachten uns den Hüttenplatz mit seinen kleinern Gebäuden und Plätzen, besonders aber die 72 Coaksöfen, welche hinter der Hütte in zwei Reihen daliegen. (In jedem derselben werden gegen 144 Sch. Kohlen eingesezt und, bei 36 stündiger Dauer der Vercoakung, zu 60—65% ausgebracht. So wird hier mehr als zum Verbrauch der vier Hohöfen hinreichendes Brennmaterial erzeugt); endlich richten wir unsern Blick auch in die Ferne, aber der Ort, wo wir stehen, erlaubt uns kaum bei der wirklich schönen Aussicht zu verweilen; wir sehen uns nur nach denjenigen Punkten um, welche den zum Gebrauch der Hütte nothwendigen Rohstoff liefern. Wie groß dieser Bedarf sei, ergibt sich daraus, daß jeder Ofen täglich 350—400 Centner Roheisen producirt und daß hierzu für je 100 Pfund etwa 130 Pf. Coaks erforderlich sind. Das Feld nun, woraus diese Massen zu Tage gefördert werden, liegt zum Theile in der Nähe vor unsern Augen. Man sieht nämlich hier von der Gicht aus folgende Zechen: Crone, welche täglich c. 5000 Sch. Kohlen fördert. Sie hat eine Wasserhaltungs-Maschine von 120 Pferdekraft und eine Förder-Maschine von 50, welche mit jedem Zuge 22 Scheffel hebt; die Zeche Louise fördert c. 6000 Sch. täglich, hat 2 Schächte und 3 Dampfmaschinen von 200, 55 und 20 Pferdekraft; Glück auf Segen mit 2 Schächten, einer Hochdruck-Maschine zur Wasserhaltung von 300 Pft. und einem Ertrage von c. 4000 Sch. jeden Tag; Friedrich Wilhelm hat 3 Schächte und ist im Baue des Aen begriffen, fördert c. 6000 Sch. und liefert die meisten Coakskohlen für Hohöfen und Locomotiven; Am Schwaben, welche noch in der Vorrichtung begriffen ist und c. 1000 Sch. fördert; Bickesfeld, welche behufs einer neuen Sohle weiter abgeteuft wird und c. 2000 Sch. täglich fördert; Glück auf bei Brüninghausen. Es lohnt gewiß der Mühe die Letztere noch von Hörde aus zu besuchen. Auf der erwähnten Bädererschen Charte des Ruhrthals findet sich eine Vignette derselben. Sie hat zwei Fördermaschinen von 40 Pferdekraft, einen eigenen Wasserhaltungs- und einen besonderen Förder-schacht und liefert täglich c. 4000 Sch. Es wird jetzt auf dieser Grube eine, im Hörder Revier ganz neue Fahrkunst gebaut: Die Teufe beträgt 114 Faden; Wer einmal den 356 F. hohen Thurm des Freiburger Münsters oder einen andern der höheren Kirchtürme bestiegen hat, der wird ermessen, welche Anstrengung das Hinab- und Heraufsteigen einer doppelt so großen Tiefe erfordert; diese wird durch die neue Einrichtung vermieden werden: gewiß ein außerordentlicher Vortheil für die Gesundheit und Arbeitsfähigkeit der Bergleute! Die Fahrkunst wird durch eine Maschine von 80 Pferdekraft in Bewegung gesetzt; sie erhält ein Gestänge welchem durch die Maschine 12 F. Hubhöhe gegeben wird, so daß der Arbeiter mit jedem Hube 12 F. höher gebracht wird.

Auf dem Rückwege nach Hörde theilte mir mein Begleiter noch Näheres über die Hohöfen-Anlage mit. Um die für den Betrieb der Hermannshütte erforderlichen 50 Millionen Pfund Roheisen zum Theile durch eigene Production zu gewinnen, legte der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein im Jahre 1853—55 die Hohöfen an. Ihr Betrieb sollte auf die Verhüttung des Kohleneisensteins (blackband) ausschließlich angewiesen sein. Man kannte das Vorkommen dieses Eisenerzes im westfälischen Kohlengebirge schon längere Zeit; bereits im J. 1832 war eine Verleihung auf dasselbe erteilt worden und 1847 hatten einsichtsvolle Bergbeamten die Aufmerksamkeit darauf gelenkt. Es könnte daher auffallen, daß man nicht früher die Verhüttung unternahm, da es doch bekannt war, daß die schottische Eisenindustrie diesem Erz ihre großartige Entwicklung verdankt. Erst der außerordentlich gesteigerte Eisenverbrauch des letzten Jahrzehnts machte auch die weniger Ertrag versprechenden Mineralverkommenisse wichtig und wendete große Capitalien Unternehmungen zu, deren zweifelhafter Erfolg früher von Versuchen abgeschreckt hatte. Man begann nun 1849—51 mit außerordentlichem Eifer nach diesem neuen Eisenerz zu suchen; aber die Schürflust fand sich nur zu oft getäuscht. Haben sich indeß auch die überspannten Erwartungen, welche man von der Entwicklung der Roheisen-Erzeugung aus Blackband für Westfalen hegte, nicht ganz bestätigt; so ist dieser neue Industriezweig doch schon gegenwärtig von großer Bedeutung, und mit vollem Rechte wurde von der Commission der Pariser Industrie-Ausstellung dem Hörder Bergwerks- und Hüttenvereine die große goldene Medaille zu Theil für das Verdienst, zuerst auf dem Continent die Ruhbarmachung des Kohleneisensteins ins Leben gerufen zu haben.

Ich kann Hörde nicht verlassen, ohne dem Herrn Rector Schönhals für seine freundschaftliche Begleitung und die Mittheilung so mancher Notizen hier noch einmal meinen Dank abzustatten. Es ist dem Fremden unmöglich, sich in diesem vielfachen Getriebe auch nur einigermaßen zurecht zu finden, wenn er nicht einen wohlunterrichteten Führer zur Seite hat; und diejenigen Beamten, welche das Ganze überschauen, sind hier zu beschäftigt, als daß sie, selbst gut empfohlenen Besuchern so viele Zeit widmen könnten.

Von Hörde nach Dortmund kann man auf der Soest-Dortmunder Eisenbahn oder auch mit der Post reisen; ich zog es vor die kurze Meile zu Fuß zu machen. Von der Höhe, welche der Weg übersteigt, blickte ich noch oft zurück nach dem rauchenden Essen. Mögen sie in langem Frieden fortrauchen zum Glück und Segen Aller, welche dabei durch ihren Unternehmungs- wie Erfindungsgeist und durch ihrer Hände Arbeit theilhaftig sind.

Und, ihr Vötter, gehört der Kaufmann; Güter zu suchen,
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Bald war ich wieder auf dem Dortmunder Bahnhofe und froh der vielen schönen Erinnerungen meines dreitägigen Ausfluges eilte ich der Heimath zu.

Der dieser Schrift zugemessene Raum erlaubt nicht, zwei fernere Reisen zur Seite unserer Eisenbahn, die eine nach Kappenberg, die andere von Velde über Stromberg und Herzfeld nach Soest vollständig aufzunehmen. Nur Erstere wird in einem gedrängten Auszuge noch Platz finden.

Von Camen nach Kappenberg.

Der Ausflug nach Kappenberg wird, wenn man auf der Eöln-Mündener Bahn von Westen her kommt, am zweckmäßigsten von Dortmund, bei umgekehrter Richtung der Reise von Camen aus unternommen. Von beiden Punkten geht ein Postwagen nach Lünen (1½ Meilen). Die kleine Stadt ist für die Landesgeschichte nicht unwichtig; denn sie liegt an der Hauptübergangsstelle einer der Hauptstraßen, welche in alter und ältester Zeit vom Rheine nach dem Osten führten. Dann machte ihre Lage an der Lippe auf der Gränze des Bisthums Münster und der Grafschaft Mark sie zum Gegenstande und zum Schauplatze häufiger Streitigkeiten zwischen den beiderseitigen Landesherren. Die Grafen mit der in ihrem Geschlechte erdlich gewordenen Ausdauer in Verfolgung der einmal gefaßten Vergrößerungspläne, errangen durch die Waffen und durch Politik endlich den Sieg über die Bischöfe. 1302 verpfändete der Bischof von Münster die Stadt an den Grafen Eberhard; und 1323, als Bischof Ludwig in einer Fehde mit Grafen Engelbert gefangen worden war, mußte er außer einem Lösegelde auch das um Lünen liegende Amt Ascheberg mit dem Amtshause Boglar dem Grafen pfandweise überlassen und ihm zugleich das Recht einräumen, Lünen nach Belieben zu besetzen. Da aber diese Erlaubniß nur für die Lebensdauer des Bischofs Ludwig galt, so faßte der Graf den Gedanken, die Stadt aus dem Münsterlande in das seinige zu verlegen. Der Plan wurde wirklich ausgeführt, und so bietet uns Lünen das historisch interessante Schauspiel der Entstehung einer neuen Stadt. In Alt-Lünen blieben nur wenige Bürger zurück. Als die Reformation in der Grafschaft Mark, also auch in Lünen angenommen wurde, blieb Alt-Lünen katholisch. Endlich hat Lünen noch durch die Chronica Lünensis civitatis Marcana von Spornacher, welcher dort in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Vicarius war, für den Geschichtsfreund ein besonderes Interesse. Sehenswürdigkeiten hat der Ort wenig aufzuweisen: Die Kirche in Alt-Lünen, welche schon 1018 erbaut sein soll, ist wohl nur noch in einzelnen Theilen aus der alten Zeit; doch besitzt sie ein gutes altes Tafelgemälde; auch die im Jahre 1364 erbaute, jetzt evangelische Kirche in der neuen Stadt hat ein solches.

Von Lünen nach Kappenberg geht man in einer Stunde. Der letzte Theil des Weges führt steil bergan. Oben auf der weiten Berghöhe überblickt man die ganze Ebene der Lippe und des Hellweges mit ihren Städten und Dörfern bis zur Haar und den Spizen der fernen süderländischen Berge. Am südlichen Rande der Höhe erheben sich die Kirche und die Klostergebäude von Kappenberg, umgeben von schönen Park- und Gartenanlagen, nach Norden sich anschließend an einen großen schattigen Wald. Nachdem wir uns an der unergleichlich schönen Aussicht erlabt haben, wenden wir uns zur Betrachtung der Kirche. Das Gebäude, welches gleich bei der Stiftung des Klosters 1122 erbaut worden, ist von Außen wie im Innern ganz einfach, im Geiste des Norbertinerordens bei seinem Entstehen; dagegen bietet die innere Ausstattung viel ehrwürdige und schöne aber auch höchst seltsame Gegenstände der Betrachtung dar. Zuerst suchen wir das Grab des Stiflers. Es ist ohne besonderen Kunstwerth und zeigt eine liegende männliche Figur, in dem Stile des 13. oder Anfang des 14. Jahrh. Ein anderes Denkmal aus etwas späterer Zeit stellt den Stifter nebst seinem Bruder Otto dar, mit der Kirche in der Hand. Neben dem Wegbalenenaltare liegt ein grüner Grabstein, welcher die Gebeine seiner Schwester und Halbschwester deckt. Diese an sich unbedeutenden Denkmale der Erinnerung an den Grafen Gottfried von Kappenberg und seine Familie führen uns in die Mitte einer Begebenheit, welche das mittelalterliche Leben nach allen seinen Seiten darstellt. Wir sehen den h. Norbertus in seiner Weltverachtung und seiner Begeisterung für die Ausbreitung des Reiches Gottes; sehen den fanften Grafen Gottfried von Kappenberg durch den ersten Anblick und die erste Rede Norberts fortgerissen zu dem Entschlusse, ein fürstliches Vermögen, den Glanz der Ritterehre und selbst das Glück

des Familienlebens an der Seite einer geliebten Frau dem Herrn und der Hoffnung einer unsichtbaren Welt zum Opfer zu bringen, wobei er noch das wohl gerechtfertigte Widerstreben seiner jungen Gattin, seiner Freunde und Vasallen, selbst des Bischofs von Münster zu überwinden hat. Auf der andern Seite sehen wir in dem Schwiegervater Gottfrieds, Friedrich von Arnsberg, den nur nach Vermehrung seiner Macht und seines Besitzes strebenden Weltmenschen. Seine Tochter und ihr Gemahl Gottfried sollten, so hatte er gehofft, die Gründer des mächtigsten Geschlechtes in Westfalen werden, denn da er selbst keine Söhne hatte, so mußte Arnsberg mit der Rappenbergers Grafschaft zusammenfallen. Die Vereitelung seiner ehrgeizigen Wünsche erfüllte ihn mit rasendem Zorn; aber sein Drohen war vergebens und der Versuch, sich Rappenbergers mit Waffengewalt zu bemächtigen, mißlang wie durch ein Wunder. Am Mariä Himmelfahrtstage, den 15. August 1122 wurde die Burg Rappenberg vom Bischof Dietrich von Münster feierlich geweiht: „daß sie von nun an sei eine Stätte der Freiheit und des Friedens.“ Norbertus selbst leitete als Abt die Stiftung, bis er 1126 zum Erzbischofe in Magdeburg erwähnt wurde. Am Ende desselben Jahres stattete Gottfried seinem geliebten Meister dort einen Besuch ab und starb auf dem Heimwege zu Irmstadt in der Wetterau am 13. Jan. 1127 in dem Norbertinerkloster, welches er dort auf seinen Besitzungen gegründet hatte. Zwanzig Jahre nach seinem Tode machte sein Bruder Otto, welcher der zweite Nachfolger Norberts als Probst von Rappenberg geworden war, Anstalten die leiblichen Ueberreste des Seligen in das Hauptkloster zu übertragen, aber die Mönche von Irmstadt wollten sich von den hochverehrten Reliquien nicht trennen und Otto mußte sich begnügen einen Theil derselben zu erhalten. Diese Ueberreste langten am 12. Febr. 1149 zu Rappenberg an und wurden am 16. September beigesetzt. Aus der ältern Zeit der Stiftung scheint sich in der Kirche nichts mehr zu befinden: über einige früher vorhandene alte Kunstschätze gibt Weisberg in der unten angeführten Schrift S. 371 Auskunft. Ein gut gearbeitetes Tabernakel aus dem 14. Jahrh., ein an einem Pfeiler aufgehängtes Flügelaltärtchen mit vortrefflichen Gemälden und die schön geschnitzten Chorstühle sind wohl die beachtenswertheften Gegenstände, welche die Kirche jetzt noch besitzt. Die Chorstühle sind für den Kenner wie für den Laien am anziehendsten. Sie bestehen aus Eichenholz, welches durch das Alter schwarzbraun geworden ist. Als Ganzes betrachtet sind sie sehr geschmackvoll und bis ins Einzelne, bis zu den Griffen an der Unterseite der Klappfüße fleißig und kunstreich ausgeführt. Die ernstern Figuren übersieht man fast über dem wunderlichen Zeuge an den Armlehnen und andern Theilen. Da sieht man nackte Seejungfern in einen Fischschwanz endigend, Männliche Gestalten in den thörigsten Stellungen, den Teufel, wie er einen betenden Mönch geißelt, den Fuchs, der den Häschen eine Predigt hält u. dgl. m. Was diesem Kunstwerke des Meister Grelach um 1512 den Eingang in den Chor eines Mönchsklosters verschaffen konnte, ist kaum durch den Geistesmuth der Zeit (auch in Dortmund finden sich mehrere Beispiele desselben) zu erklären. Auch das Mittelalter hatte den Künstlern die Freiheit gelassen, solche wunderliche Einfälle hier und da darzustellen, aber da tritt das Lächerliche oder Satyrische gegen das Schöne und Erhebende gehörig zurück. An diesem Uebermaße solcher Lizenzen kennzeichnet sich schon eine verderbene Zeit, und die war im 15. Jahrh. über das Kloster schon hereingebrochen. Die Mönche oder die Herren, wie man sie zuletzt nannte, sungen schon an, die Bestimmung des Klosters zu vergessen, bis sie endlich zu nichts anderem mehr da zu sein schienen, als die Güter, welche einst ein frommer Graf, dem Genuße für sich entsagend, höheren Zwecken geweiht hatte, an gräflicher Tafel zu verzehren. Doch das haben viele neuere Schriften mit vielfacher Uebertreibung bis zum Ueberdruß ausgeführt. Wir verweisen auf das in der Zeitschrift für vaterländische Geschichte 2. B. Münster 1851 mitgetheilte „Leben des Grafen Godfried von Rappenberg und seine Klosterstiftung“ von Weisberg, welches bei einer eben so schönen als gründlichen Darstellung auch die Bedeutung der alten Stiftung für das religiöse Leben und die Gesittung Westfalens richtig würdigt. Die Klostergebäude bewohnen jetzt die Erben und Nachkommen des deutschen Freiherrn Stein, der hier die letzten Jahre seines thömerreichen Lebens zubrachte.

des Familienlebens an
Welt zum Opfer zu bringen
seiner Freunde und Va
Seite sehen wir in dem
seiner Macht und seines
sollten, so hatte er gehof
selbst keine Söhne hatt
Vereitelung seiner ehrg
gebens und der Versu
Wander. Am Mariä S
schof Dietrich von Mün
Friedens." Norbertus
erwähnt wurde. Am E
such ab und starb auf
tinertloster, welches er
machte sein Bruder Ot
den war, Anstalten d
Nönche von Amstadt
begnügen einen Theil d
berg an und wurden
der Kirche nichts meh
Weisberg in der unte
dem 14. Jahrh., ein
die schön geschnitzten C
noch besitzt. Die Chor
aus Eichenholz, welch
sehr geschmackvoll und
und kunstreich ausgefü
den Armlehnen und a
Männliche Gestalten in
den Fuchs, der den G
um 1512 den Eingang
ta, nach der Zeit (auch
Mittelalter hatte den S
aber da tritt das Läch
sem Uebermaße solcher
über das Kloster scho
fingen schon an, die B
zu sein schienen, als d
höheren Zwecken gew
neuere Schriften mit
in der Zeitschrift für
fried von Rappenberg
gründlichen Darstellun
tung Westfalens richti
deutschen Freiherrn S



und der Hoffnung einer unsichtbaren
te Widerstreben seiner jungen Gattin,
zu überwinden hat. Auf der andern
Arnsberg, den nur nach Vermehrung
Tochter und ihr Gemahl Gottfried
es in Westfalen werden, denn da er
ger Grafschaft zusammenfallen. Die
u Zorn; aber sein Drohen war ver
bemächtigen, mißlang wie durch ein
urde die Burg Rappenberg vom W
t sei eine Stätte der Freiheit und des
1126 zum Erzbischofe in Magdeburg
dem geliebten Meister dort einen Ve
am 13. Jan. 1127 in dem Norber
e. Zwanzig Jahre nach seinem Tode
s als Probst von Rappenberg gewor
Hauptloster zu übertragen, aber die
en nicht trennen und Otto mußte sich
igten am 12. Febr. 1149 zu Rappen
lern Zeit der Stiftung scheint sich in
anden gewesene alte Kunstschätze gibt
Ein gut gearbeitetes Tabernakel aus
then mit vortrefflichen Gemälden und
Gegenstände, welche die Kirche jezt
kaien am anziehendsten. Sie bestehen
n ist. Als Ganzes betrachtet sind sie
n der Unterseite der Klappstige fleißig
fast über dem wunderlichen Zeuge an
ngfern in einen Fischschwanz endigend,
wie er einen betenden Mönch geißelt,
diesem Kunstwerke des Meister Grelach
affen konnte, ist kaum durch den Ge
iele desselben) zu erklären. Auch das
rliche Einfälle hier und da darzustellen,
ad Erhebende gehörig zurück. An die
ebene Zeit, und die war im 15. Jahrh.
e Herren, wie man sie zuletzt nannte,
sie endlich zu nichts anderem mehr da
f, dem Genuisse für sich entsagend,
a verzehren. Doch das haben viele
sie ausgeführt. Wir verweisen auf das
l mitgetheilte „Leben des Grafen God
welches bei einer eben so schönen als
für das religiöse Leben und die Gesit
jezt die Erben und Nachkommen des
reichen Lebens zubrachte.